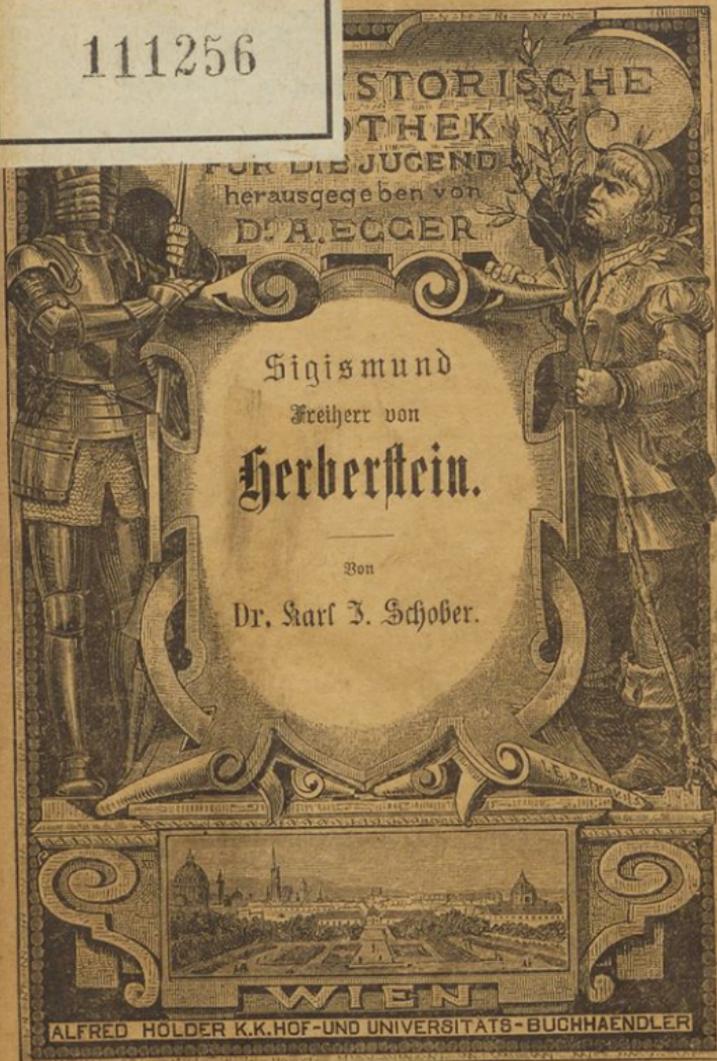


Narodna in univerzitetna knjižnica  
v Ljubljani

111256



# Hölder's Historische Bibliothek für die Jugend!

## Prospect!

Ungeachtet des Reichthums und der Vortrefflichkeit der deutschen Jugendliteratur bedarf dieselbe doch in einer Richtung einer wesentlichen Ergänzung, d. i. in Hinsicht auf die Geschichte der Länder und Völker Oesterreichs, auf welche bisher fast keine Rücksicht genommen ist. Diefem fühlbaren pädagogischen Bedürfnisse entgegenzukommen, hat sich die Verlags-handlung entschlossen, unter dem obigen Titel eine größere Reihe von Darstellungen zu veröffentlichen, in welchen die reiche Fülle des vaterländischen historischen Materials für die Lectüre der österreichischen Jugend verwertet werden soll.

Die Redaction hat Herr Dr. Alois Egger übernommen und für das Unternehmen bereits zahlreiche ausgezeichnete Mitarbeiter gewonnen.

Diese Erzählungen werden die ruhmvollsten Epochen der Geschichte Oesterreich-Ungarns, seine großen Herrscher und Staatsmänner, seine berühmten Feldherren und hervorragenden Bürger in lebendiger und fesselnder Darstellung vor Augen führen und dazu beitragen, die natürliche Liebe zur Heimat in den jugendlichen Gemüthern zu pflegen und zu kräftigen.

Bisher erschienen folgende Bändchen:

- 1) Kaiser Maximilian I. Von Dr. v. Kraus. Preis 64 kr.
- 2) Kaiser Friedrich III. und Herzog Albrecht VI. Von Dr. R. Jarz. Preis 64 kr.
- 3) Maria Theresia vor ihrer Thronbesteigung. Von E. Kelscher. Preis 60 kr.
- 4) Herzog Leopold VII. der Glorreiche. Von Dr. W. Staffa. Preis 64 kr.
- 5) Nikolaus Lenau. Ein Dichtersleben. Von Dr. L. Smolle. Preis 48 kr.
- 6) Kaiser Josef II. Von Dr. G. Wolf. Preis 64 kr.
- 7) König Ladislaus Posthumus. Von Dr. R. Jarz. Preis 64 kr.
- 8) Kaiser Karl IV. Von Dr. Biermann. Preis 48 kr.
- 9) Wallenstein. Von Dr. Zwiadinek v. Sündenhorst. Preis 48 kr.

Weitere Bändchen erscheinen in Kürze.

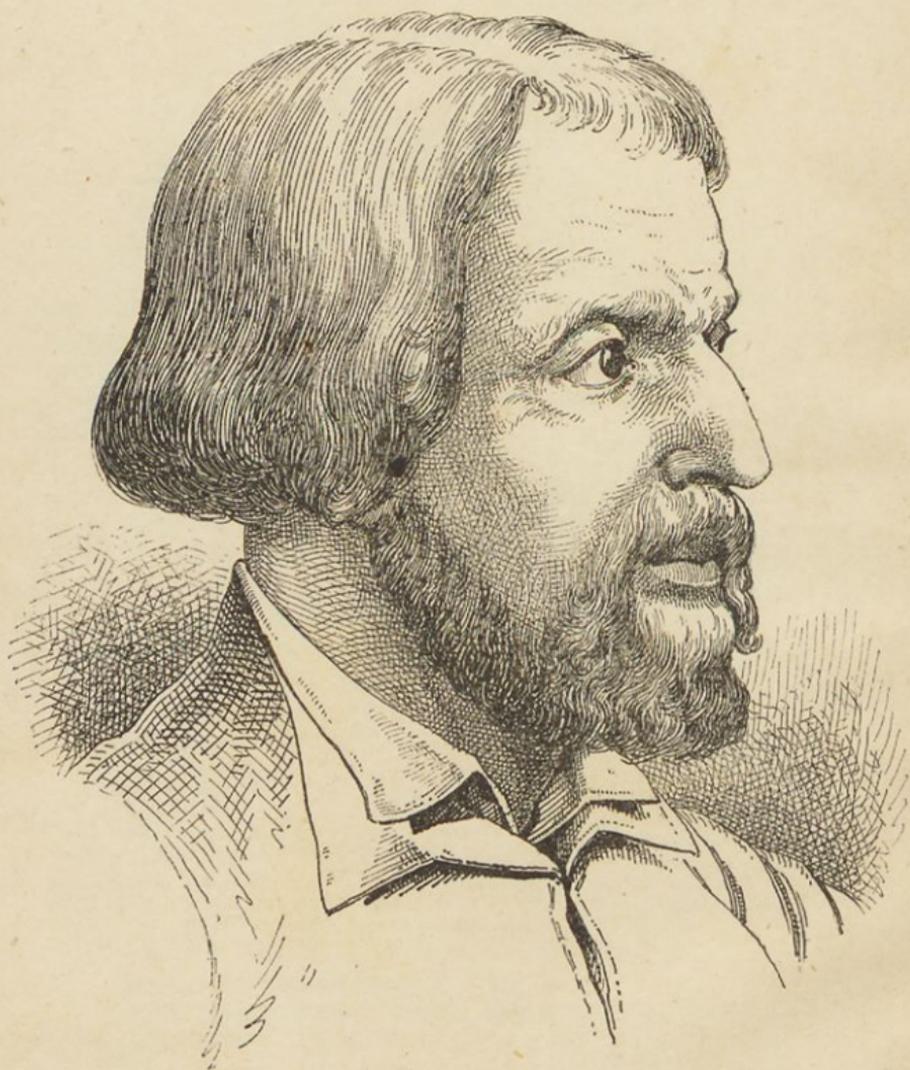
Jedes Bändchen wird einzeln abgegeben, und bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes!

In Vorbereitung befinden sich: Zweite Serie: „Geographische Bibliothek“ und dritte Serie: „Naturwissenschaftliche Bibliothek.“

Wien, Februar 1878.

Die Verlags-handlung  
Alfred Hölder,  
k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.





**Sigismund Freiherr v. Herberstein,  
Heuberg und Gutenhag**  
in seinem 60. Lebensjahre.

Nach einem gleichzeitigen Porträt.

Sigismund

Freiherr von Herberstein.

Ein

österreichischer Staatsmann des 16. Jahrhunderts.

Von

Dr. Karl J. Schöber.

Mit Porträt.

---

Wien, 1878.

Alfred Hölder,  
k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,  
Rotenturmstraße 15.

111256

Alle Rechte vorbehalten.



FLC 2207/1953

111256

# Inhalt.



Seite

1. Herbersteins Jugend; seine Feldzüge und der Anfang seiner diplomatischen Thätigkeit.

Herbersteins Familie; seine Kinderjahre und erste Erziehung; er bezieht die Universität zu Wien; die Universitäten seiner Zeit; er wird Baccalaureus an der artistischen Fakultät; seine Vorliebe für das Studium der lateinischen Klassiker; die Humanisten und sein Verhältnis zu denselben. — Die während des Mittelalters gemachten Versuche zur Herstellung einer starken Ostmacht durch Verbindung der deutschen Alpenländer mit den böhmischen und ungarischen Ländern werden durch die Habsburger wieder aufgenommen; Friedrichs Bemühungen um die ungarische Krone. Maximilians Feldzug nach Ungarn und der jagellonisch-habsburgische Erbvertrag; das Haus Habsburg eine Weltmacht und seine Feinde; Herberstein zeichnet sich im Kriege gegen Venedig aus, wird zum Ritter geschlagen und in kaiserliche Dienste aufgenommen. — Herberstein wird in den Reichshofrat berufen; kleinere diplomatische Sendungen; er geht als Gesandter nach Dänemark . . . . .

2. Erste Reise nach Polen und Rußland (1516—1518).

Wichtigkeit dieser Gesandtschaft; alle hiezu verordneten entziehen sich derselben, Herberstein tritt die Reise allein an; Schwierigkeit des Unternehmens; freundliche Aufnahme des Gesandten in Polen; beschwerliche Reise bis Nowgorod; die Post in Rußland; Gefahren der Reise im Frühjahr; ein Bote des Zaren führt die Gesandtschaft bis Moskau; Herbersteins erste Begegnung mit einem fürstlichen Gesandten; Moskau; Herbersteins Verpflegung durch den Zaren; die erste Audienz; eine fürstliche Mittagstafel; Unterhandlungen wegen Polens; Herberstein wird reich beschenkt entlassen; die Rückreise über Smolensk; Aufenthalt in Wilna; die Auerochsen in dem Tiergarten bei Troki; Auerochsenjagd; Herberstein vor Olmütz angefallen; Ankunft in Wien; er wird in Innsbruck vom Kaiser und der kaiserlichen Familie mit Auszeichnung empfangen und belohnt . . . . .

16

3. Reise nach Ungarn. Maximilians Tod.

Herberstein führt die Verhandlungen in Ungarn nach dem Tode des Königs Wladislaw; die ersten „Kutschen“ als ungarisches Fuhrwerk. Herberstein von den Ständen Steiermarks zu ihrem Vertreter am kaiserlichen Hofe erwählt; sitzt zu Gericht über den Herzog von Württemberg; schlichtet Streitigkeiten in Salzburg; wird nach Wels berufen; Maximilians Tod

38

4. Herberstein nach dem Tode Maximilians (bis 1526).

Allgemeine Gährung in Europa um diese Zeit; die Verhältnisse der österreichischen Erbländer, die Opposition in Niederösterreich, besonders in Wien (Michael Sizinger, Johann von Puchheim, Dr. Siebenbürger); Ausschusstag der Erbländer zu Bruck a. d. M. — Herberstein geht mit der Gesandtschaft der Erbländer nach Spanien zum Könige

Karl; die Reise durch Italien; Gefahren zur See; Pest in Barcelona; Siebenbürger beleidigt den König in der ersten Audienz; Herberstein führt deshalb in der Abschiedsaudienz das Wort; Beschwerden der Rückreise. — Siebenbürger facht in Niederösterreich die Opposition von neuem an; Herberstein wird verleumdet; Karl tritt an Ferdinand die deutschen Erbländer ab; die Freundschaft mit den Jagellonen durch eine Doppelheirat befestigt; die Erbländer huldigen Ferdinand; Herbersteins Thätigkeit hiebei; er begleitet Ferdinand nach Brüssel; erhält vom Kaiser als besondere Auszeichnung eine ungewöhnliche Wappenvermehrung und Helmzier; wird nach kleineren diplomatischen Sendungen nach Wiener-Neustadt berufen als Beisitzer des Gerichtshofes, welcher über die Häupter der niederösterreichischen Opposition Recht sprechen sollte; diese werden zum Tode verurteilt . . . . .

41

5. Zweite Reise nach Polen und Russland (1526—1527).

Die Veranlassung der Reise; ungnädiger Empfang der Gesandtschaft in Polen; Herbersteins Geistesgegenwart; beschwerliche Reise durch Russland; Feindseligkeit der Russen gegen die Gesandten; Herberstein erzwingt durch seine Entschlossenheit eine bessere Behandlung; Ankunft in Moskau; häufige Trinkgelage der Russen; sociale Stellung der russischen Frauen; die Verhandlungen wegen Polens; ein Kirchenfest; Hasenjagden; Bärenhezen; Falkenjagden; Herberstein rettet durch seine Entschlossenheit einen jungen Menschen; Geschenke des Zaren an die Gesandten; Gefahren der Rückreise; Herbersteins kluges Gebahren in Polen; Ankunft in Prag; Ferdinand als König von Böhmen gekrönt; stattet dem Herberstein in feierlicher Weise öffentlich dreifachen Dank ab; Herberstein erkrankt . . . . .

52

## 6. Die Verhältnisse in Ungarn und Herbersteins Wirksamkeit bis zum Jahre 1541.

Johann Zapolya macht nach dem Tode Ludwigs dem Könige Ferdinand die Krone Ungarns streitig, wird jedoch besiegt; Herberstein geht nach Polen, um eine Unterstützung Zapolyas von dieser Seite hintanzuhalten; seine Thätigkeit auf dem Landtage zu Petrikau; er entgeht auf dem Rückwege nur durch Zufall einer großen Gefahr. — Zapolya mit polnischer Hilfe wieder in Ungarn; ruft Soliman zu Hilfe; Solimans Zug bis vor Wien; Rüstungen in Oesterreich, besonders in Wien, gegen die Türken; Belagerung Wiens. — Herberstein leitet die Verhandlungen mit Polen, durch dessen Vermittlung ein Waffenstillstand mit Ungarn abgeschlossen wird. — Herberstein für seine Mühen in den Freiherrnstand erhoben; seine vielseitige Thätigkeit; er ist Zeuge der Unterwerfung des Herzogs Ulrich von Württemberg zu Raaden; viele Reisen nach Ungarn wegen der unzufriedenen Adelspartei. — Soliman zieht wieder gegen die deutschen Grenzen, wird vor Güns aufgehalten, verheert Steiermark; Herberstein kämpft im steierischen Aufgebote gegen die Türken; Friede zu Großwardein; heftige Partekämpfe in Ungarn rufen Herberstein wiederholt dorthin; Zapolya stirbt

64

## 7. Herbersteins Thätigkeit in Ungarn nach dem Tode Johann Zapolyas.

Die Partei Zapolyas wählt dessen Sohn Johann Sigismund zum Könige; Herberstein vergeblich nach Ofen gesandt, um die Kroninsignien zu verlangen; der kaiserliche Feldherr Roggendorf wird von den Ungarn und Türken bei Ofen geschlagen; Gefahr eines neuen Türkeneinfalles in Oesterreich; die Pest. — Herbersteins Reise zum Sultan nach Ofen wegen eines Waffenstillstandes; der Empfang im türkischen

Lager; ein Gastmahl bei Rustem Pascha; zwei Audienzen beim Sultan; Rückreise nach Graz durch verpestete Gegenden; Herberstein erhält das Versprechen, daß ihn der König in Zukunft mit beschwerlichen Diensten verschonen werde . . . . 75

8. Herbersteins letzte Lebensjahre.

Reise nach Bathor; Herberstein und andere verhandeln mit Martinuzzi wegen der Rückgabe Siebenbürgens; Vertrag mit Isabella; Herbersteins Plan einer Verlobung Johann Sigismunds mit Johanna von Oesterreich; die ungarischen Kroninsignien werden nach Wien gebracht. — Türkenkrieg; Siebenbürgen geht wieder verloren; lange Dauer der türkischen Herrschaft in Ungarn. — Herbersteins Berichte über Ungarn; ungarische Tracht; Prachtliebe und Reichtum der Magnaten, Mangel an wahrem Patriotismus. — Herbersteins Unterhandlungen mit Polen und gefährliche Reise dorthin wegen der Vermählung des polnischen Erbprinzen mit Elisabeth und später mit Katharina von Oesterreich; seine letzte Reise. — Er behält alle Ämter zu Hause bei; wird durch Ertheilung vieler Würden geehrt; stirbt in Wien; sein Grabmal bei den Michaelern . . . . . 82

9. Schluß.

Herberstein als Staatsmann; Mannigfaltigkeit seiner Geschäfte. — Herberstein als Schriftsteller: *Rerum Moscovitarum commentarii*; seine übrigen Werke. — Herberstein als Mensch . . . . . 90



## 1. Herbersteins Jugend; seine Feldzüge und der Anfang seiner diplomatischen Thätigkeit.

Der Anfang des 16. Jahrhunderts ist für die Geschichte Oesterreichs eine der folgenreichsten Perioden. Es löste sich nämlich damals von dem, Europa und Amerika beherrschenden, glorreichen Stamme der Habsburger ein selbständiger Zweig ab, unter dessen Herrschaft die habsburgischen Erbländer, die Länder der böhmischen und der ungarischen Krone vereinigt wurden als ein selbständiges Bollwerk gegen die Osmanen und als Brücke für das Eindringen westeuropäischer Kultur nach Ost-Europa. Dieser zuerst nur lose Länderverband wurde im Laufe der Jahrhunderte immer kräftiger, bis er durch die pragmatische Sanction des Kaisers Karl VI. zu einem unlöslichen Ganzen erwuchs — zu der gegenwärtigen österreichisch-ungarischen Monarchie. Es sind demnach die Anfänge dieser Monarchie in der oben erwähnten Zeit zu suchen. In den Kämpfen nun und Verhandlungen, welche damals wegen der Begründung dieser Länderver-

bindung geführt wurden, begegnen wir auf Schritt und Tritt dem Namen des Mannes, dessen Lebenslauf wir hier zu schildern unternehmen, und der mit Recht die Beachtung eines jeden Österreicher's verdient.

Sigismund von Herberstein wurde am 23. August 1486 zu Wippach am Karste geboren, wo sein Vater damals Pfleger, d. h. Verwalter und Gerichtsherr dieses kaiserlichen Gutes war. Seine Familie war nicht reich, auch hatte sie noch nicht den freiherrlichen Rang bekommen und führte den Namen „von Herberstein“ nach dem Stammsitze derselben, einer bei Stubenberg an der Feistritz in Steiermark gelegenen Burg. Er selbst war der dritte von 4 Söhnen und besaß 5 Schwestern, deren eine die Mutter des berühmten Heerführers Hans Raxianer wurde. Welcher Geist in der Familie herrschte, das kann man aus der Liebe ersehen, mit welcher Sigismund in seinen Schriften von allen seinen Geschwistern spricht, vorzüglich von seinem ältesten Bruder Georg, welcher die Erziehung Sigismunds mit väterlicher Sorgfalt geleitet hatte. Von der körperlichen und geistigen Tüchtigkeit, die allen Familiengliedern anerkundet wurde, zeugen auch die Thaten aller Söhne, welche stets bewiesen, daß Herz und Hand bei ihnen an der rechten Stelle sei. So wurde z. B. der schon erwähnte Georg von Herberstein, einer der tüchtigsten Feldherren Maximilians, der Schutz seines Landes, besonders in den Bauernaufständen der Jahre 1514—17, die er niederwarf, ohne jedoch mit Grausamkeit gegen die Bauern zu wüthen, wie es sonst so häufig geschah, so daß er mit vollem Rechte den Namen „Vater des Vaterlandes“ verdient, welchen ihm eine Haus-Chronik

beilegt. Dasselbe werden wir auch in der Geschichte Sigismunds bewiesen finden.

Dieser war in seiner ersten Jugend so schwach und krank, daß man, wie er sagt, „an menschlicher Hilfe verzweifelte und nur auf Gott und seine Heiligen noch hoffte“, weshalb man seinen Bruder Hans mit ihm nach Voretto, dem noch gegenwärtig berühmten und vielbesuchten Wallfahrtsorte in der Nähe von Ancona, sandte. Zurückgekommen von der Reise, besuchte er die Schule zu Wippach, wurde jedoch schon bald, in seinem 8. Jahre, nach Lonsbach geschickt, wo er das „Windische“, wie die Sprache der Slovenen genannt wird, erlernte. Dieses sollte ihm später von ungeheuerem Nutzen werden, trotzdem er damals von seinen Altersgenossen „Windischer Rodrolz, Sclaf (der Slave)“ geschimpft wurde. Ein Jahr später kam er „umb lernung und zucht“ (um unterrichtet und erzogen zu werden) zu Herrn Wilhelm Welzer, Domprobst zu Gurk, dessen Mutter eine Herbersteinerin war, und der eine Art Erziehungsanstalt für adelige Knaben in seinem Hause errichtet hatte. Hier erlernte er die Anfänge des allernotwendigsten, nämlich vom Lesen, Schreiben, Rechnen, der Religion und der lateinischen Sprache. Die weitere Fortbildung, welche damals für die Universität notwendig war, und welche vornehmlich im fertigen Sprechen des Lateinischen bestand, empfing Sigismund in Wien an einer öffentlichen Schule. Schon im Jahre 1499, also im 13. Lebensjahre, wurde er an der Universität zu Wien immatriculiert. Dieses sein jugendliches Alter darf uns nicht Wunder nehmen, weil damals die Universität, vornehmlich die philosophische oder,

wie sie damals hieß, „die artistische“ Fakultät, größtentheils Disciplinen umfaßte, welche heutzutage den Gymnasien zugewiesen sind. Auch darf man sich die Universität jener Zeit nicht gleich der gegenwärtigen denken.

Der Name „Universität“ (Gesamtheit), der sich heutzutage auf die Gesamtheit der Wissenschaften bezieht, welche an diesen Lehranstalten ihre Pflegestätte finden, bedeutete damals die Gesamtheit der Lehrer und Schüler (*universitas magistrorum et scholarium*), weil diese in Folge von Privilegien eine nach außen streng abgegrenzte Körperschaft bildete, welche sich selbst regierte, deren Mitglieder nicht der Landes- oder Stadtbehörde, sondern nur dem Universitätsgerichte verantwortlich waren, und welche auch äußerlich durch die Tracht und Lebensweise sich von dem Bürger schied. Es trugen nämlich die Scholaren (Schüler) und die Lehrer die geistliche Tracht, und die ersteren wohnten in eigenen, unter der Oberaufsicht der Fakultätsdekane stehenden Konvikten, welche Bursen hießen, woraus später der Name „Bursche“ als Bezeichnung für Universitätsstudenten entstand. Auch der Zweck, warum man die Universitäten besuchte, war ein anderer als gegenwärtig; man suchte daselbst nicht die nötigen Kenntnisse zur Erlangung eines Amtes im Staate oder in der Kirche, sondern pflegte die Wissenschaften aus bloßem Wissensdrange. Es ist deshalb auch begreiflich, daß ritterbürtige Knaben und Jünglinge, denen das Waffenhandwerk als das einzig dem Edlen geziemende erschien, die Universität gar nicht besuchten oder wenigstens sich um keinen akademischen Grad bewarben. Es waren nämlich in den Würden, welche die Universität verlieh, Abstufungen.

Der erste Grad, welchen der Scholar nach mehreren in den sogenannten Disputationen (Streitreden über ein bestimmtes Thema) und in einer strengen Prüfung abgelegten Proben seiner wissenschaftlichen Ausbildung erlangte, war das Baccalaureat. Als Baccalaureus übte er sich nun im Vortrage unter den Augen des Lehrers, wiederholte mit den jüngeren Schülern u. a. m. sich so auf den zweiten Grad vorbereitend, auf das Licentiat. Dieser Grad wurde dem Baccalaureus nach einer vor allen Doktoren abgelegten Prüfung in der Hauptkirche des Universitätsortes, in Wien in der Stefanskirche, öffentlich durch den Kanzler (den Vorsteher) der Universität unter großem Gepränge verliehen und gab dem damit Bekleideten die Erlaubnis (licentia) an allen Universitäten zu lesen, selbständig zu lehren und zu disputieren. Der höchste Grad war dann die in öffentlicher „Promotion“ verliehene Doktor- oder Magisterwürde.

Es zeugt nun von dem strebsamen, nach Höherem gerichteten Sinne Herbersteins, daß er schon 1502 zum Baccalaureus an der artistischen Fakultät erhoben wurde, weshalb er von seinen jungen Standesgenossen zum Schimpfe: „Doktor, Student oder Schreiber“ geheißt wurde. Mit besonderem Interesse wandte er sich dem Studium der lateinischen Klassiker zu, und erwarb sich jene geschmackvolle Fertigkeit im Gebrauche dieser Sprache, welche wir in seinen Schriften vorfinden. Da er setzte das Studium der Alten auch nach seinem Abgange von der Universität fort, wie er es seinem Lehrer Raxenperger versprochen hatte, und las „wenigstens eine Stunde täglich“ in den

Klassikern. Ein schönes Zeugnis für seine Liebe zu den Wissenschaften und für sein edles dankbares Herz sind die Worte, welche er als gereifter Mann von sich selbst schreibt, er habe sich trotz des Spottes, der ihm deshalb zuteil wurde „der latein und kunst nicht entslagen, sondern die geliebt, der angehangen; ist mir zu gueten kommen; der ewig Got belon meinen Vater und meine Meister, die mich dazu gefudert (gefördert) und mir das treulichen gemeint und mitgeteilt haben“. Durch diese seine Studien erhob er sich weit über den geistigen Horizont der größten Anzahl seiner Standesgenossen, und erwarb sich jene edle Freiheit der Anschauungen, welche wir in jener Zeit bei diesen nicht häufig antreffen. Ein deutliches Beispiel hievon gibt seine Äußerung über den Ursprung seiner Familie, den er nach den Wappenbildern der einzelnen Familienzweige (eine weiße Schleife, an welcher man den Pflug auf den Acker und wieder zurückführt, und ein gelber Roggkummet im roten Felde) auf einfache Bauersleute zurückführt, mit den Worten schließend: „über solche meine Auslegung darf sich niemand beschweren. Denn wenn mein Vater oder auch ich mit dem Ackerbau und Pflug gearbeitet und uns ernährt hätten, so wollte ich dasselbe wahrlich auch nicht verschweigen. Ich wollte auch lieber der erste geadelt worden sein, als daß ich sollte meinen edlen Vorfahren unähnlich befunden werden.“

Auch trat er in freundschaftliche Beziehungen zu den Humanisten seiner Zeit, was die große Anzahl der ihn preisenden Gedichte beweist. Er wurde somit ein echter

Repräsentant der zwei Hauptrichtungen seiner Epoche: es hatte sich in ihm deutsche Ritterlichkeit und Tapferkeit vereint mit dem freien Sinne und dem für Schönes und Edles empfänglichen Geiste der Griechen und Römer.

Das ist nämlich das Charakteristikon dieser Übergangsperiode aus dem Mittelalter in die neue Zeit. Es bestanden noch die alten Formen des Mittelalters, doch überall versuchte man sie mit neuem Geiste auszufüllen, einem Geiste, der aus den Schriften und der Kunst der Römer und Griechen herüberwehte. Seit dem 14. Jahrhunderte, seit in Italien Dante das Studium der lateinischen und Petrarca mit Boccaccio das Studium der griechischen Klassiker angeregt hatte, seit man angefangen, nicht bloß die grammatischen Formen, sondern auch den Geist der Klassiker zu studieren, war ein neuer, erfrischender Hauch in die Gemüther gezogen, der die Anschauungen Europas immer freier gestaltete, sie immer mehr von den Engherzigkeiten des Mittelalters loslöste. Die großartigen Entdeckungen des 15. Jahrhunderts trugen dann auch dazu bei, daß der geistige Horizont der Völker sich erweiterte, und daß die Ideen der Humanisten, d. h. derjenigen Männer, welche das Studium der Alten in dem angedeuteten Sinne betrieben, immer tiefer in das Volk drangen, so den Weg bahrend jenen großen Umwälzungen, welche die Neuzeit brachte.

An Gelegenheit, seinen ritterlichen Sinn zu beweisen, konnte es Herberstein nicht mangeln zu einer Zeit, in welcher seine Herrn, die habsburgischen Fürsten, in ihrem Bemühen nach Vermehrung ihrer Hausmacht überall auf Feinde und Hindernisse stießen. Besonders waren es die

Verhältnisse in Ungarn und in Italien, welche ihn in das Kriegsgetümmel hineinzogen. Es war nämlich das Streben aller großen Regenten in den Ländern, welche gegenwärtig die österreichisch-ungarische Monarchie bilden, hier an der Grenze des deutschen und slavischen Stammes ein großes Reich zu schaffen, welches die äußersten Ausläufer dieser Stämme mit dem magyarischen vereinigend, eine Art Brücke bilden sollte zwischen Mittel- und Ost-Europa, über welche alle Segnungen der abendländischen Kultur ihren Weg nach dem Osten Europas finden konnten. Das versuchten schon die Přemysliden von Böhmen aus, indem Ottokar II. zu seinem Reiche die babenbergische Erbschaft (Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Krain) und Kärnten hinzufügte, worauf schon sein Sohn Wenzel II. die polnische und ungarische Krone sich auf das Haupt setzte. Doch waren die Přemysliden zu schwach, diese große Aufgabe durchzuführen; auch den Luxemburgern gelang es nicht vollständig. Von diesen erbten jedoch die Habsburger mit dem Anspruche auf die erwähnten Länder zugleich die große civilisatorische Aufgabe und lösten diese auch, freilich erst nach jahrhundertelangen Kämpfen.

In der Zeit Herbersteins beginnen diese Kämpfe. Böhmen und Ungarn hatten nach dem Tode des Ladislaus Posthumus nationale Könige gewählt, und zwar ersteres Georg von Podiebrad und letzteres Mathias Corvinus. Dieser letztere folgte auch dem oben erwähnten allgemeinen Zuge und verfolgte nun den Plan, von Ungarn aus die große „Ostmacht“ in Mitteleuropa zu begründen und zwar mit so bedeutendem Erfolge, dass er im Jahre 1490 nebst Ungarn auch Mähren, Schlesien und Nieder-

österreich besaß. Um wenigstens für die Zukunft den Habsburgern den Weg zur Wiedererlangung aller dieser Länder zu sichern, hatte der Kaiser Friedrich III. (der Vater Maximilians) mit dem Könige Mathias einen Erbvertrag 1463 abgeschlossen, den Maximilian nach dem Tode des ungarischen Königs (1490) zur Geltung bringen wollte. Jedoch die ungarischen Großen, welche einen kräftigen König nicht wünschten, sondern einen, den sie, nach dem Ausspruche des Wojwoden Stefan Báthory, „immer beim Schopfe halten konnten“, wählten den schwachen Wladislaw, König von Böhmen, welcher daselbst nach dem Tode Georgs von Podiebrad war auf den Thron erhoben worden. So schien nun der Anfang eines neuen Krystallisationsprocesses sich zu bilden, dessen Mittelpunkt Böhmen werden sollte. Maximilian mußte nach einem kurzen siegreichen Feldzuge in Ungarn wegen einer Meuterei seiner eigenen Truppen, die ihm jeden Dienst verweigerten, bis der rückständige Sold gezahlt sei, sich nach Österreich zurückziehen und sich mit der Summe von 100.000 fl. für den Kaiser und mit einem neuen Erbvertrage für den Fall, daß der männliche Stamm der böhmischen Bagellonen aussterben sollte, begnügen (7. November 1491).

Da um diese Zeit auch die bisher unter mehrere Linien getheilte habsburgische Hausmacht in der Hand Maximilians vereinigt wurde, so war hiedurch ein starker Mittelpunkt für diese künftigen Erwerbungen geschaffen. Aber die Pläne Maximilians giengen noch weiter. Er hatte schon durch die Heirat mit der Erbprinzessin von Burgund, Maria, das industriellste und reichste Land Mitteleuropas

seinem Hause verschafft, und nun eröffnete er demselben durch die Vermählung seines Sohnes Philipp mit Johanna, der Erbprinzessin von Aragonien und Castilien, (1496) auch die Anwartschaft auf Spanien, jenes Land, welchem gerade damals Columbus die fabelhaften Schätze der neuen Welt erschlossen, dessen Zukunft deshalb von dem glänzendsten Lichte äußerer und innerer Macht umflossen erschien. Er selbst heiratete Blanca Maria, die Erbin von Mailand, so daß nun das Haus Habsburg als die weltbeherrschende Macht der Zukunft dastand, welche auch durch den alt ehrwürdigen Titel und die damals noch nicht verschwundene Macht des deutschen Königs und römischen Kaisers die würdige Krönung erhielt. Aber eben dieses riesige Anwachsen eines Hauses erweckte demselben auch überall Feinde und Neider. Der mächtigste unter diesen war Frankreich, welches sich von allen Seiten von der habsburgischen Macht eingeschlossen und bedroht sah, und sich deshalb auch überall derselben feindlich gegenüberstellte. Der heftigste Kampf entbrannte in Italien, wo die Zerwürfnisse zwischen den einzelnen einheimischen Mächten und das Bestreben, keine einzelne, besonders keine fremde allzu mächtig werden zu lassen, zu beständigen Zwistigkeiten Anlaß gab.

In diesen letzten Kämpfen verdiente sich nun Herberstein seine Sporen. Zwar war er schon 1506, von seinem Bruder Georg mit fünf Pferden ausgerüstet (d. h. mit fünf bewaffneten Knechten), ins Feld gezogen, als Maximilian in Ungarn eingefallen war, um die schon sich regenden Machinationen gegen den habsburgisch-jagellonischen Erbvertrag zu hintertreiben. Jedoch der kurze

Feldzug gab ihm keine Gelegenheit sich auszuzeichnen. Diese sollte ihm in vollem Maße zu teil werden in dem Kriege gegen Venedig. Diese stolze Republik hatte im Jahre 1507, als Maximilian einen Krieg gegen sie eröffnete, Görz und Portenau (Pordenone) besetzt, Triest und Fiume erobert. Als der Kaiser nun sich mit dem französischen Könige Ludwig XII. und dem Papste gegen dieselbe zu Cambray verbündete, wurden die Venetianer von allen Seiten angegriffen, und die österreichischen Heerführer eroberten die 1507 verlorenen Städte und Herrschaften wieder zurück. Der Krieg ist jedoch hiermit noch nicht beendigt, sondern zieht sich bis in das Jahr 1512, während welcher Zeit die Orte in Friaul und Istrien zweimal ihren Herrn wechseln, bis endlich die überhandnehmende Macht Frankreichs den Kaiser zwingt, sich mit dessen Feinden, darunter auch den Venetianern, in der sogenannten heiligen Liga zu verbünden.

In allen diesen Kämpfen bewährte sich der mit Edelsinn gepaarte Heldenmut Herbersteins. Trotz seiner Jugend wurden ihm wichtige Aufträge erteilt, die er alle mit einer solchen Umsicht und Unererschrockenheit ausführte, daß er 1509 vom Kaiser in seine Dienste (in cohortem praetoriam) genommen wurde. Aber auch seine Humanität bestand im Kriegsgetümmel die Probe. So hatte er unter anderem einst die Stadt Alben genommen, deren Einwohner sich alle in eine Kirche bei einem Barfüßer-Kloster flüchteten. Die ihm beigegebenen Kroaten fragten, ob sie die Kirche mit Gewalt nehmen sollten, da man so viele Gefangene machen könne. Er aber verbot es, „da man das Haus Gottes nicht antasten solle“. „Gott hat

es mir später vergolten“, setzt er bei, „dem sei Lob und Ehr und Dank.“ Von seinem Heldennute gibt besonders die Verteidigung seiner Familienfeste Mährenfels (einst eine mächtige Burg bei Lupoglavo in Istrien, am südwestlichen Abhange des Tschitschenbodens), die er mit Hilfe der Bürger gegen einen weit überlegenen Feind behauptete, ein beredtes Zeugnis. Sein Name bekam auch bald einen so guten Klang bei dem kaiserlichen Heere, daß der Kommandant von Mitterburg (oder Bisino), als diese Stadt von den Venetianern hart bedrängt wurde, und weder die Einwohner noch die kroatischen Soldaten mehr gehorchen wollten, dem ihm zu Hilfe geschickten Herberstein, trotz dessen Jugend, das Kommando übergeben wollte. Bescheidenen Sinnes nahm Herberstein diese Würde nicht an, sondern „handelte neben ihm“, stellte auch wirklich die Ordnung in der Stadt her und vertrieb die Feinde. Die steiermärkischen Stände ehrten ihren Landsmann nun damit, daß sie ihm das Kriegszahlmeister-Amt übertrugen, wozu noch im Jahre 1514 die Auszeichnung kam, daß er, der 28 Jahre alte Mann, das Recht bekam, „den Strehtfan“ (die Kriegsfahne) zu tragen, ein Recht, welches er während seines ganzen Lebens behielt und auf seine Familie vererbte; daß er diese seltene Auszeichnung verdiente, bewies er durch Entsatz der hartbedrängten Festung Maran in Friaul (das heutige Marano am Tagliamento, westlich von Aquileja), die Maximilian nicht im Stiche lassen wollte, „und wenn deshalb ein Land zu verlassen wäre“. Deshalb wurde er auch gleich nach Beendigung des Feldzuges vom Kaiser nach Innsbruck berufen,

wo er bei einem großen Siegesfeste zum Ritter geschlagen und mit 300 fl. Gehalt (eine für jene Zeit bedeutende Summe) in kaiserliche Dienste aufgenommen wurde.

Hiermit endet jedoch seine Laufbahn als Krieger; sein Charakter, sein Talent, sowie seine Bildung wiesen ihn nach einer anderen Richtung hin, in welcher er seinem Herrscherhause und seinem Vaterlande hervorragende Dienste leisten sollte, so daß sein Name für immer mit dem Aufbaue des eigentlichen Oesterreichs ehrenvoll verbunden bleibt. Es war die diplomatische Richtung, in welcher er sich als der geschulteste Unterhändler, der treueste Unterthan und wärmste Patriot bewährte, während sie ihm zugleich Gelegenheit gab, sich Erfahrungen zu sammeln, die ihn zu einem bahnbrechenden Schriftsteller auf dem Felde der historischen Geographie, der Kulturgeschichte von Ost-Europa, zu einem „zweiten Entdecker Russlands“ machten. Seine Schriften fanden eine Verbreitung, wie wenige Werke seiner Zeitgenossen und trugen seinen Namen über sein Jahrhundert und sein Vaterland weit hinaus. Er beginnt diese seine staatsmännische Laufbahn damit, daß er bald nach seinem RitterSchlage vom Kaiser Maximilian in den Reichshofrat berufen wird, nebst dem Reichs-Kammergerichte das erste Gericht Deutschlands, welches Maximilian für die reichs- und erbländischen Angelegenheiten errichtet hatte. Schon im Jahre 1515 wird er jedoch zu Gesandtschaften verwendet an den Erzbischof von Salzburg, nach Ulm, Eichstädt u. s. w., bei denen sich seine Umsicht so bewährt, daß er im nächsten

Jahre mit einer ebenso heißen als gefahrvollen Mission nach Dänemark betraut wird.

Der König von Dänemark Christian II., dem die Geschichte wegen des Stockholmer Blutbades\*) den Beinamen „der Grausame“ beilegte, hatte eine Enkelin Maximilians geheiratet, behandelte sie jedoch sehr schlecht, trennte sie von allen ihren Freundinnen und ließ sogar drei von diesen, welche sich über sein Benehmen tadelnd aussprachen, hilflos über die Grenze schaffen, ohne sich darum zu kümmern, wie sie wieder ihre Heimat erreichen sollten. Diesen gewaltthätigen Mann sollte nun Herberstein in seiner Hauptstadt aufsuchen und ihm im Namen des Kaisers Vorstellungen wegen der Behandlung seiner Gemahlin machen. Es gehörte wol kein geringer Mut hiezu, abgesehen von den Gefahren der weiten Reise in einer Zeit, wo Wegelagerung und Raub zu den alltäglichen Vorfällen gehörten, so daß Herberstein selbst in seinem Berichte darüber sein Erstaunen ausdrückt, daß er auf dem ganzen Wege nicht „angeritten“ und beraubt worden sei.

Geradezu bewunderungswürdig ist die Art und Weise, in welcher er dem Könige entgegentritt. Dieser empfängt ihn unfreundlich, und doch sagt ihm Herberstein trocken ins Gesicht, „daß er ungeschickt, unredlich und unehrlich gehandelt“, ohne daß der König es wagt, dem biedereren, offenen Manne mit Heftigkeit zu antworten, oder sich

---

\*) Er hatte sich Schwedens mit Gewalt bemächtigt, seine Gegner durch eine scheinbare Versöhnung getäuscht und nach Stockholm geladen, wo er sie wortbrüchig gefangen nehmen und vor seinen Augen hinrichten ließ.

gar an ihm zu vergreifen. Wol schützte ihn das Völkerrecht, welches den Gesandten zu einer unverletzlichen Person macht. Doch die Stockholmer Morde beweisen, wie wenig sich der König sonst an das Recht kehrte, und die Behandlung seiner Gemahlin spricht auch dafür, daß nicht blos die Furcht vor der Rache Maximilians, dessen Bedrängnisse auch in Dänemark nur zu gut bekannt waren, Herberstein schützte. Es war eben die Macht seines eigenen edlen Charakters, die wir auch später oft noch zu bewundern haben werden, welche den seines Unrechtes bewußten König entwaffnete. Ja er beschenkte sogar seinen geradesinnigen Tadler bei der Abreise mit einem schön gezäumten Pferde. Sein Benehmen gegen seine Gemahlin änderte er freilich nicht, und spottete nur der Vorstellungen ihrer Verwandten, bis er endlich wegen seiner Grausamkeit aus seinem eigenen Reiche vertrieben, bei ihrem Bruder, dem nachmaligen Kaiser Karl V., als Flüchtling Hilfe suchen muß. Er beschließt sein Leben in harter Gefangenschaft, in welche er fällt, als er später Norwegen wieder zu erobern versucht. Herberstein war von Dänemark nach Tirol zum Kaiser geritten, und hatte durch den Bericht über seine Thätigkeit das Vertrauen desselben in so hohem Maße gewonnen, daß er ihm nun auch andere, die wichtigsten Interessen der habsburgischen Dynastie betreffende Geschäfte anvertraute, nämlich eine Gesandtschaft nach Polen und Rußland, welche den Beginn der eigentlichen diplomatischen Thätigkeit Herbersteins und zugleich auch die Grundlage seines schriftstellerischen Ruhmes bildet.

## 2. Erste Reise nach Polen und Rußland (1516—1518).

Um die Wichtigkeit dieser Gesandtschaft Herbersteins zu begreifen, müssen wir etwas weiter ausholen. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts war Rußland für Europa ein fast gänzlich unbekanntes Land nicht nur in geographischer sondern auch in historischer und kulturhistorischer Beziehung. Man betrachtete es mit derselben abergläubischen Neugierde, mit welcher etwa die Griechen zur Zeit Herodots nach demselben hinsahen, als dieser große Geschichtschreiber ihnen vom Hörensagen die Geschichte von den „Schwarzmäntlern“, den sich in Wölfe verwandelnden Neuern, dem Lande, in dessen Luft unzählige Federn herumfliegen u. d. m. erzählte.

Dazu hatte sich im Mittelalter noch der Schrecken des tatarischen Namens gesellt, weil von hier aus des Tschingischan Scharen, „die Söhne des Teufels“, ihren durch Brand und Mord bezeichneten Weg bis in das Herz Europas gefunden und hier nach ihrer Vertreibung aus Mitteleuropa auch ihren bleibenden Sitz aufgeschlagen hatten.

Die sogenannte „goldene Horde“ beherrschte von Kaptschak aus ganz Rußland, welches in eine Menge kleiner Fürstentümer zerfiel, deren Fürsten zwar alle von dem germanischen Geschlechte Kuriks abstammten, aber weder dem Familienoberhaupte, dem Großfürsten von Moskau, gehorchten, noch sich unter einander friedlich vertrugen, so daß einem jeden fremden Eroberer das

Land offen stand. Es ist nun begreiflich, daß das christliche Abendland von diesem Reiche keine Notiz nahm. Die ganze Sachlage aber änderte sich mit einem Schlage, als mit Ivan III. (1462—1505), dem Grausamen oder Großen (welche Beinamen er beide mit Recht erhielt), ein Herrscher auftrat, der mit persönlichem Mut und Kraft auch die nötige Klugheit und die weitgehendste Rücksichtslosigkeit verband, wenn es sich darum handelte, einen inneren oder äußeren Feind unschädlich zu machen. Dieser besiegte die goldene Horde des Kaptshaks, macht sich alles Land bis zum kaspischen See zinsbar, vernichtet aber auch mit grausamer Strenge alle Gewalten im Innern, welche sich der Vereinigung des ganzen Reiches und seiner unumschränkten Macht widersetzen. Die Teilsfürstentümer werden bezwungen oder unterwerfen sich freiwillig, und die große Hansestadt Nowgorod, welche bis dahin, von deutschen Bürgern beherrscht, eine starke Republik gebildet, wird bezwungen und auf barbarische Weise entvölkert, indem viele der angesehensten Kaufleute hingerichtet und eingekerkert, und 8000 Bürger in andere Städte verpflanzt werden.

Auf diese Weise war nun Rußland ein mächtiger Staat im Osten geworden und ein Nachbar, mit dem man im Westen rechnen mußte. Zuerst war es der Papst, der in seinem Bestreben, die Türken abzuwehren, welche damals schon Konstantinopel genommen hatten und das christliche Abendland sowie seine Kultur bedrohten, sich an Ivan wandte und ihm die Hand einer griechischen Prinzessin, der Erbin des von den Türken zerstörten paläologischen Kaisertums, antrug. Ivan nahm dieselbe

an und mit ihr auch den doppelten Adler der Griechen als Wappen, hiermit seinen Anspruch auf den griechischen Kaiserthron bekundend. So war der erste Schritt zur Einführung Russlands in die Verhältnisse des Abendlandes geschehen. Derselbe führte bald zu weiterer Annäherung. Mit der griechischen Prinzessin waren auch abendländische Handwerker und Gelehrte nach Russland gekommen, und Ivan sah bald ein, daß er durch Verbreitung der abendländischen Kultur seinem Reiche die beste Stütze gegen alle Feinde geben könne. Er zog deshalb vorzüglich deutsche Bergleute, Landwirte, Künstler und andere mehr in sein Reich, um die Schätze des Bodens, welche die Russen brach liegen ließen, zu heben. So wandte er sich auch im Jahre 1489 in einer eigenen Gesandtschaft an den Kaiser Friedrich III., ihn um Leute dieser Art ersuchend, und schloß 1490 mit Maximilian den ersten urkundlich vorhandenen Vertrag zwischen Österreich und Russland, in welchem er sich verpflichtete, dessen Bemühungen um den ungarischen Thron, die wir früher geschildert haben, zu fördern. Die Spitze dieses Vertrages richtete sich gegen Polen, welches damals mit der Österreich feindlichen Partei in Ungarn in freundschaftlichen Beziehungen stand. Es bestand nämlich ein alter Streit um Ungarn zwischen den beiden Häusern der Habsburger und der Jagellonen. Schon nach dem Tode Albrecht II., des ersten Habsburgers, welcher die ungarische Krone trug, wurde sein nachgeborener Sohn Ladislaus durch den polnischen König Wladislaw verdrängt und konnte erst nach dem Tode des letzteren, der in der Schlacht bei Varna tapfer kämpfend fiel, zum Throne gelangen.

Auch jetzt nach dem Tode des Königs Mathias wandten sich die Augen der habsburgfeindlichen Partei trotz den Erbverträgen des verstorbenen Königs nach einem Saggellonen, Wladislaw von Böhmen. Das Haupt dieser Partei war Stefan Zapolya, ein herrschsüchtiger Mann, der vorzüglich mit Hilfe des niederen Adels die Königsmacht immer mehr zu beschränken trachtete, und daher auch einen schwachen König, den er nach Belieben lenken konnte, dem thatkräftigen Maximilian vorzog.

Indem Wladislaw gewählt wurde und sich auch gegen Maximilian (wie schon früher erzählt wurde) behauptete, trat auch Polen, wo ein Bruder Wladislaws regierte, in feindlichen Gegensatz zu den Habsburgern. Andererseits war es aber auch der natürliche Feind Rußlands.

So lange letzteres durch den Druck der mongolischen Herrschaft geschwächt war, hatte sich Polen auf dessen Kosten erweitert. Als nun Ivan den Kampf gegen diesen Druck begann, fühlte der polnische König Kasimir die ihm von daher drohende Gefahr und verband sich sogar mit der goldenen Horde gegen Ivan. Zwar wurde dann ein Friede geschlossen, aber die Ansprüche Rußlands auf die ihm von Polen entrissenen Länderteile blieben der feststehende Grund weiterer Zermürfnisse, die selbst durch eine Heirat des polnischen Königs Alexander mit einer Tochter Iwans nicht beigelegt werden konnten, sondern zu fortwährenden Kriegen führten. Daher war Rußland ein natürlicher Bundesgenosse der Habsburger gegen Polen.

Die Verhältnisse hatten nun in der Zeit, in welcher wir jetzt mit unserer Lebensbeschreibung stehen, eine teilweise Änderung erfahren. Stefan Zapolya war im Jahre

1499 gestorben; sein Sohn Johann Zapolya hatte aber den hochstrebenden Sinn seines Vaters geerbt. Als dem Haupte der mächtigsten und reichsten Familie im Lande, deren Besitz in der letzten Zeit noch durch die Familiengüter der Hunyadh'schen Königsfamilie in Folge einer Heirat vermehrt worden war, schien ihm nichts unerreichbar. Selbst zur Königskrone versuchte er sich den Weg zu bahnen, indem er die älteste Tochter des Königs heiratete, welche damals, weil der König keine Söhne besaß, die mutmaßliche Erbin des Reiches war. Zugleich beherrschte er den Reichstag durch seine Partei, so daß sein Wille allmächtig ward, und der König seine eigene Macht zu einem Schatten herabsinken sah. Als deshalb Maximilian, wie schon früher erzählt, einen Zug nach Ungarn unternahm, schloß Wladislaw mit ihm einen geheimen Vertrag, in welchem er die Hand seiner Tochter Anna Ferdinand, einem Enkel Maximilians, dem Sohne Philipp des Schönen und Johanna der Wahnsinnigen, versprach. Seit dieser Zeit blieb er dem Freundschaftsbündnisse mit Maximilian treu. Da es wurde Maximilian seine einzige Stütze gegen die Übergriffe Zapolyas, dessen Partei sogar eines Mordanschlages gegen den König beschuldigt wurde und sich als Herr im Lande geberdete. Daher versuchte Wladislaw sich immer enger an Maximilian anzuschließen, und derselbe bewirkte auch eine Annäherung zwischen Polen, wo Wladislaws Bruder, Sigismund, auf dem Throne saß, und dem habsburgischen Herrscher. Auf einer Zusammenkunft der drei Herrscher in Wien (1515) wurde eine dreifache Heirat, als Besiegelung des neuen Freundschaftsbündnisses, beschlossen.

Die jüngere Tochter Wladislaws, Anna, sollte einen der Enkel Maximilians, Karl oder Ferdinand, heiraten; im Falle diese Heirat zu nichte würde, sollte sie Maximilian selbst ihre Hand reichen; Ludwig, der Sohn Wladislaws, und deshalb Kronerbe von Böhmen und Ungarn, wurde mit der Schwester Karls und Ferdinands, Maria, verlobt; und endlich sollte Sigismund eine andere Enkelin Maximilians, Bona von Mailand, zur Gemahlin nehmen. Zu diesem politischen Freundschaftsbunde hatte nicht wenig die persönliche Zuneigung beigetragen, welche Sigismund und Maximilian zu einander gefaßt hatten, und welche Maximilian zu der Äußerung hinriß, „er wolle mit dem Könige, wohin der wolle, zum Himmel oder zur Hölle fahren“. Es ist nun selbstverständlich, daß diese veränderte Stellung Polens und Maximilians auch ihren Rückschlag auf das Verhältnis zwischen Polen und Rußland äußern mußte, da der Kaiser naturgemäß wünschen mußte, daß unter seinen Verbündeten Eintracht herrsche, und daß nicht Polens Einfluß auf Ungarn, der ihm jetzt eine Sicherstellung der Ansprüche seines Hauses auf die Krone des heiligen Stefan bot, durch den Krieg mit einem anderen seiner Freunde aufgehoben werde.

Es war nämlich der Krieg zwischen Rußland und Polen gerade damals wieder heftig entbrannt. Die Polen waren besiegt worden, und Rußland hatte sich des Fürstentums Smolensk bemächtigt. Und so sollte nun eine kaiserliche Gesandtschaft nach Moskau gehen, um bei dem Czaren Wassily Swanowitsch einen Frieden mit Polen zu vermitteln. Zugleich sollte diese Gesandtschaft auf ihrem Wege über Polen bei dem Könige Sigismund die verabredete Heirat

mit Bona betreiben, was natürlich gleichbedeutend war mit einem förmlichen, unheilbaren Bruche desselben mit den Zapolyas, da er sich dieser Heirat wegen von seiner ersten Gemahlin, einer Schwester Johann Zapolyas, scheiden lassen mußte. Aus dem Gesagten ist nun die große Wichtigkeit dieser Gesandtschaft einzusehen — es hiengen die Lieblingspläne Maximilians, die künftige Größe des österreichisch-habsburgischen Hauses, die Verwirklichung der Idee Österreichs, aufs innigste mit dem Erfolge derselben zusammen, so daß durch ein Mißlingen der Unterhandlungen die Hindernisse, welche sich der Erreichung aller dieser Ziele entgegenstellten, bedeutend vermehrt worden wären.

Zum Leiter der Gesandtschaft wurde vom Kaiser der Bischof von Laibach, Christof Rauber, bestimmt, dem unser Herberstein als Unterstützer in den diplomatischen Verhandlungen beigegeben wurde. Jedoch die Gefahren der Reise, die Schwierigkeiten der Aufgabe waren so groß, daß der Bischof den Antrag des Kaisers anzunehmen zauderte, und Peter Mraxt, Pfleger zu Güinß, mit dem Amte betraut wurde. Aber als auch dieser durch anderweitige Geschäfte an der Abreise verhindert war, wurde endlich Herberstein allein dazu abgefertigt, am 14. Dezember 1516, und hat auch allein alle Gefahren getragen, alle Geschäfte verrichtet. Peter Mraxi starb nämlich schon im Beginne der Reise zu Znaim, und alle anderen, welche an seine Stelle ernannt wurden, entzogen sich unter Vorwänden dem Auftrage, wie Herberstein in einer Übersicht seines Lebens selbst sagt: „Mein mit verordneter Peter Mraxi ist ehe ich zu im khomen, gestorben, Herr Veit Strein an sein Stadt (an seiner Statt)

verordnet, erkrankt, dan Friedrich Strassaur kam auch nit, hats allain verricht.“

Es ist aber auch begreiflich, daß ein jeder vor dem Unternehmen zurückschreckte, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, mit denen die Reise verknüpft war. Schon die große Entfernung Moskaus von Wien mußte in einer Zeit, wo der Reisende die ganze Reise meistens reitend zurücklegen mußte, das Unternehmen als höchst schwierig erscheinen lassen. Dazu kam noch, daß die Wege damals im allgemeinen schlecht waren, und daß man überhaupt nicht wußte, wie sie in Rußland beschaffen seien — in einem Lande, über welches die abenteuerlichsten und schrecklichsten Gerüchte im Umlauf waren. Auch darf man nicht vergessen, daß die Gesandtschaft im Dezember, also mitten im Winter, abgefertigt wurde, so daß der Reisende mit der Kälte, dem Schnee und im nächsten Frühjahre, wenn er nach Rußland kam (denn so lange mußte die Reise wenigstens dauern), mit dem Eisgange auf den Flüssen, den Überschwemmungen u. a. m. zu kämpfen hatte. Die letztere Gefahr war besonders von Bedeutung, weil Brücken in jener Zeit eine Seltenheit waren, und die in Rußland etwa vorhandenen in dem Kriege gegen Polen, dessen Schauplatz längs des von der Gesandtschaft einzuschlagenden Weges lag, jedenfalls abgebrochen worden waren. Wenn man nun die Gefahren hinzurechnet, welche dem Reisenden von räuberischen Überfällen selbst in Deutschland drohten, die Schwierigkeit für einen Deutschen, sich mit den Russen zu verständigen, die Abneigung, welche bei allen unkultivierten, von Fremden wenig aufgesuchten Völkern gegen Ausländer herrscht, und

zuletzt noch die Schwierigkeit, mit dem siegreichen Zaren einen Frieden zu Gunsten des geschlagenen Polens zu verhandeln, so muß man sowohl über den Mut Herbersteins staunen, der dort, wo alle zurücktraten, unverzagt im Dienste seines Herrn sich den augenscheinlichsten Gefahren unterzog, als auch über die körperliche Kraft, welche ihn alle diese Strapazen ertragen ließ. Noch mehr Bewunderung erregt aber die Ausdauer und die Klugheit, mit welcher er alle Hindernisse überwand. Der einzige Vorteil, welchen er vor den anderen zur Gesandtschaft bestimmten Männern besaß, war die Kenntniss der wendischen Sprache, weil ihm diese wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Russischen den Verkehr mit den Eingebornen erleichterte.

Die Reise gieng von Raasdadt über Ulm nach Augsburg, wo er mit Peter Wrazi, seinem Neffen Hans von Thurm und zum Kreuz und Georg Raumschüssel zusammentraf. Dieser letztere sollte ihm den Weg nach Polen weisen, von wo derselbe gerade zurückgekommen war. Auch schloß sich ihnen hier der Gesandte des Zaren an, welcher eben von Maximilian nach Hause zurückkehrte, ein Gesandter der Herzogin von Mailand, welcher die Heirat der Prinzessin Bona mit Sigismund von Polen abschließen sollte, und der Sekretär des Königs Sigismund, der berühmte Humanist Johann Flachsbinder, nach seiner Vaterstadt Danzig gewöhnlich Dantiscus genannt, welcher der treueste Freund Herbersteins wurde und später dessen Ruhm in einer großen Anzahl von lateinischen Gedichten verkündete. Noch war diese große Gesellschaft nicht weit von den habsburgischen Ländern entfernt, als Peter Wrazi, wie schon erwähnt, in Znaim starb, und

Herberstein gezwungen wurde, die Leitung der Gesandtschaft und alle Geschäfte allein zu übernehmen. Zwar ernannte der Kaiser nach einander zwei Männer an Mrazis Stelle, doch der erste wurde krank (?), und der zweite entzog sich unter anderen Vorwänden dem Auftrage. Am 5. Februar kam nun Herberstein nach Krakau, traf aber hier den König nicht an und setzte deshalb auf einem Schlitten den Weg bis Wilna an das Hoflager desselben fort. Als Beispiel für den Wert, welchen damals das Geld besaß, ist die Zahlung bemerkenswert, welche der Fuhrmann für die 21tägige Fahrt (auf welcher er auch für das Essen und die Unterkunft der Reisenden zu sorgen hatte) erhielt — nämlich 8 fl. „rheinisch“.

In Wilna wurde Herberstein aufs feierlichste und freundlichste empfangen; königliche Diener holten ihn schon mehrere Meilen vor der Stadt in einem kostbaren Schlitten ab, und ein fürstlich eingerichtetes Haus wurde ihm zur Verfügung gestellt. Auch der König war sehr gnädig, und als Ergebnis der Verhandlungen mit ihm konnte Herberstein dem Kaiser die feierliche Zusage der Heirat mit Bona mitteilen, welche Verbindung auch bald darauf wirklich stattfand. Nach einem achttägigen Aufenthalt setzte er seine Reise unter den größten Beschwerden und Gefahren fort; so mußte er z. B. bei Drissa auf einem schmalen Streifen Eises über die von beiden Seiten schon völlig offene und angeschwollene Düna hinübergehen, an einer Stelle, wo nicht lange vorher 600 Mann Russen mit dem Eise eingebrochen und ertrunken waren. Auch verließ ihn jetzt schon sein bisheriger Führer Raumschüßel, so daß seine Begleitung nur auf den russischen Gesandten

sich beschränkte, da auch die anderen früheren Reisegenossen in Polen zurückgeblieben waren. Die Gegend wurde immer unsicherer, weil der Weg zwischen den feindlichen Heeren hindurchführte, so daß die Reisenden gezwungen wurden, oft große Umwege zu machen; es war nämlich der Kampf zwischen Polen und Rußland trotz der angekündigten Gesandtschaft Herbersteins nicht eingestellt worden.

Endlich erreichte er am Palmsonntage den 4. April Nowgorod. Hier mußte er einige Zeit bleiben, bis über seine Ankunft nach Moskau berichtet wurde. Diese Zeit benützte er, um sich in der merkwürdigen Stadt umzusehen und Nachrichten über die Gegend und das Volk einzuziehen. Die Stadt selbst war freilich nur mehr ein Schatten jener reichen und berühmten Hansestadt, aus welcher der Eroberer Ivan im Jahre 1477 mehr als dreißig Wagen voll Gold, Silber und Edelsteinen als Beute wegführen konnte. Doch war der ganze Reichtum der Bürgerschaft noch nicht geschwunden und wurde immer vermehrt durch ihren einträglichen Handel, weil Nowgorod auch jetzt noch der Haupthandelsplatz Rußlands war, in welchem Kaufleute aus Lithauen, Polen, Schweden, Dänemark und Deutschland zusammenkamen. Die letzteren hatten sogar ihre Geschäftsführer dort, auch waren daselbst noch viele Deutsche ansässig. Herberstein wurde mit großer Auszeichnung behandelt, besonders von den deutschen Kaufleuten, die sich seinen Reiseschlitten zum Andenken an den kühnen Landsmann ausbaten und denselben in einer Kirche aufhängten. Die eigentlichen Russen fand er durch den Despotismus des Zaren in eine gewisse Dumpsheit des Geistes versunken. Er wird nicht müde diesen Despotismus

zu schildern. Der Zar war der unumschränkte Gebieter über Gut und Blut seiner Unterthanen. Sein Wille wurde öffentlich als Gottes Wille anerkannt, und niemand, selbst nicht seine Ratgeber, wagte es einer anderen Meinung zu sein als der Fürst. Deshalb war auch alle Thatkraft erlahmt, und man bekam auf alle Fragen die gleichbleibende Antwort: „Gott und der Großfürst wissen es.“

Als endlich von Moskau die Bewilligung zur Fortsetzung der Reise eintraf, ließ Herberstein auf den Rat des Statthalters seine Leute und Pferde in Nowgorod zurück und ritt die ganze Strecke bis Moskau auf Postpferden. Es war nämlich in Rußland für den fürstlichen Dienst eine Art Post eingerichtet. Der Reisende mußte eigenen Sattel und Zaum haben; kam er nun auf eine Station, so wurden ihm dreifach oder vierfach so viel Pferde vorgeführt als er brauchte, unter denen er sich die nötige Anzahl auswählte. Auf diese wurden die Zäume und Sättel des Reisenden gelegt, der dann mit seinem Gefolge so schnell, als er wollte, bis zur nächsten Station reiten konnte; fiel auf dem Wege ein Pferd oder wurde es müde, so nahm man aus dem ersten besten Hause ein neues, oder befahl irgend einem begegnenden Reiter, der nicht im fürstlichen Dienste ritt, abzustiegen und sein Pferd herzugeben. Auf diese Weise kam Herberstein verhältnismäßig schnell zum Flusse Twerca, auf welchem er sich einschiffte. Der Eisgang war jedoch so stark, daß sie nur mit Mühe, weit weg von ihrem Einschiffungsorte, das Ufer wieder erreichen konnten und sich zu Fuß durch Moräste den Weg suchten mußten, bis sie zufällig

ein Bauernhaus trafen, wo sie einige kleine, elende Pferde zur Benützung vorfanden, die sie weiter brachten. Endlich bei einem Kloster traf Herberstein auf den ihm vom Zaren entgegengeschickten Boten, der nun ihre Verpflegung übernahm, dieselbe freilich oft auf eine Art eintreibend, über die sich Herberstein nicht genug wundern konnte. So schreibt dieser z. B. von seinem Verfahren in dem oben erwähnten Kloster: „Er schaffte mit den Mönchen, wie mit anderen gemeinen Leuten; wenn sie das nicht allsogleich thaten, was er verlangte, so zeigte er ihnen drohend die Peitsche, woraufhin alles gleich geschah.“ In dieser Weise wurde Herberstein bis Moskau geleitet. Unmittelbar vor der Stadt kam ihm ein fürstlicher Gesandter entgegen, um ihn im Namen des Zaren zu begrüßen. Nach orientalischer Sitte verlangte derselbe, daß Herberstein vom Pferde steige und stehend die Botschaft vernehme. Dieser glaubte hiedurch seinem Herrn, dem Kaiser, etwas an der Ehre zu vergeben, wenn er als sein Stellvertreter diesem Akte der Huldigung sich unterziehe und schützte deshalb zuerst Müdigkeit vor. Endlich verstand er sich dazu, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch der russische Gesandte vom Pferde steige. Und als dieses nach langem Unterhandeln zugestanden wurde, gebrauchte er den Kunstgriff sich langsam herabzulassen, um nicht zuerst die Erde zu berühren.

Am 18. April zog endlich nach einer viermonatlichen gefahrvollen Reise die kaiserliche Gesandtschaft, begleitet von einem großen Gefolge von russischen Edelleuten und Dienern, in Moskau ein; aus der Länge der Reise schloß Herberstein, daß er sich nun am äußersten Ende Europas

oder gar schon in Asien befinde. Die Stadt selbst liegt nach seiner Beschreibung in einer nicht übermäßig fruchtbaren Gegend, hat auch viel von der großen Kälte des Winters und der ebenso großen Hitze des Sommers zu leiden. Die Kälte, sagt er, sei oft so groß, daß der Boden weitflaffende Risse bekomme, und der Speichel gefriere, bevor er zur Erde gelangt. Der Reichtum der Umgebung Moskaus bestand in Getreide und Gemüse, dagegen fand er nirgends süße Kirschchen und Nüsse, auch alle anderen Baumfrüchte waren sauer. Ebenso entbehrte sie jeder Wildgattung außer Hasen. Die Stadt war groß, erschien aber von der Ferne größer, als sie wirklich war, weil ausgedehnte Gärten und Höfe, ja sogar Wiesen und Acker die einzelnen Häuser trennten. Diese selbst waren fast alle aus Holz gebaut, nur einige wenige Paläste, Kirchen und Klöster hatten Steinmauern. Wälle und Graben, wie die deutschen Städte jener Zeit, besaß Moskau nicht; als Schutzwehr diente die umfließende Moskwa, und an der Stelle, wo diese sich von der Stadt entfernte, wurden die Straßen gegen Abend mit Balken versperrt, bei welchen Soldaten Wache hielten. Die Straßen waren sehr kotig und unrein, so daß an größeren Plätzen und in den Hauptverkehrsadern höhere hölzerne Trottoirs für die Fußgeher angelegt werden mußten. Die Burg der Stadt, der noch jetzt berühmte Kreml, war aus Ziegelsteinen gebaut, von Mauern und Gräben umgeben und so groß, daß nebst dem sehr weiten und prächtigen, von einem Italiener aus Stein aufgeführten Hause des Fürsten noch die hölzernen Häuser des Metropolitens, sowie der Mitglieder der fürstlichen Familie und vieler anderer Vornehmen in

derselben Platz fanden. Ebenso umfaßte sie auch eine große Menge von fast durchwegs hölzernen Kirchen, so daß sie die Ausdehnung einer eigenen Stadt gewann.

Jenseits der Moskwa schloß sich eine Art von Vorstadt an das eigentliche Moskau an, über deren Entstehung Herberstein die interessante Notiz gibt, sie sei von dem Großfürsten Wassilij für seine Genossen gebaut worden. Es sei nämlich den Russen verboten, Meth oder Bier außer an wenigen Tagen im Jahre zu trinken. Dieses Gebot habe der Großfürst für seine Genossen aufgehoben; damit sie aber den anderen Unterthanen kein Ärgernis gäben, hätten sie außerhalb der Stadt wohnen müssen. — Herberstein wurde in dem Hause eines Fürsten Nepolofsky einquartiert, welches für ihn eigens hergerichtet wurde, und zugleich wurde ihm ein Beamter zugewiesen, der für seine Bedürfnisse sorgen sollte. Er erhielt für sich und sein Gefolge täglich ein großes Stück Rindfleisch, ein Stück Speck, ein lebendiges Schaf, einen lebenden und einen toten Hasen, sechs lebende Hühner, Gemüse, Gerste, einmal in der Woche Salz, Pfeffer und Safran; dazu kamen noch Fische, aber, entsprechend der Jahreszeit, gefroren, nur große Störe waren getrocknet; erst als er sich lebende um sein Geld kaufte, schickte man ihm auch solche. Als Getränke wurde ihm geliefert täglich „ein Randelein“ Branntwein, dreierlei Arten von Meth und zweierlei Bier.

Auch hier begann Herberstein, wie auf seiner ganzen Reise, allsogleich mit Nachforschungen über Land und Leute, so daß er hiedurch Verdacht erweckte, und einige Edelleute in sein Haus geschickt wurden, dem Namen nach

zu seiner Bedienung, in Wirklichkeit aber um ihn zu bewachen.

Endlich wurde er am 21. April zur Audienz abgeholt. Viele vornehme Russen kamen deshalb zu Pferde vor seine Wohnung. Die Pferde waren wie überhaupt in Rußland klein, ohne Hufeisen, sehr leicht gezäumt und gesattelt, und der Reiter saß mit aufgezogenen Beinen auf denselben, so daß der an die geharnischten Pferde und Ritter gewöhnte Herberstein leicht spottend bemerkte, sie könnten wol keinen etwas stärkeren Stoß mit der Lanze aushalten. Zum Antreiben der Pferde diente meistens eine an dem kleinen Finger der rechten Hand hängende Peitsche, selten der Sporn. Als sich Herberstein dieser Schar anschloß, faßten mehrere Stallbediente die Zügel seines Pferdes und führten dasselbe. So bewegte sich der Zug gegen den Kreml, immer mehr durch Neugierige anwachsend; alle Kaufläden der Stadt waren geschlossen, und man mußte das Volk mit Gewalt auseinandertreiben, um Raum für die Gesandten zu schaffen. In der Nähe des Palastes angelangt sollte nun Herberstein eine Strecke vor der Treppe desselben absteigen, aber er trieb sein Pferd trotz der Stallleute vorwärts, „damit meinem Herrn auch eine besondere Ehre zu teil werde“, wie er sagt. Zwei fürstliche Reiter empfingen ihn nun, gaben ihm die Hand, umarmten ihn und führten ihn durch mehrere mit Hofleuten gefüllte Zimmer. Im ersten Zimmer waren die sogenannten Bojarenkinder d. h. Söhne ärmerer Edelleute, welche am Hofe auf Kosten des Zaren aufgezogen und dann zu allerlei Geschäften, besonders als Offiziere, Verwaltungsbeamte und Gesandte verwendet

wurden. Im zweiten Zimmer standen die vornehmen Edelleute, in Seide und Goldstoff gekleidet; im dritten die kaiserlichen Prinzen und die höchsten Würdenträger des Staates, kenntlich an ihren reich mit Edelsteinen und Perlen besetzten Mützen. Keiner von allen den Anwesenden sprach beim Vorübergehen Herbersteins ein Wort der Begrüßung, alle schlossen sich jedoch dem Zuge an.

So begleitet trat endlich Herberstein, von drei Hofbeamten geführt, in das Audienzzimmer des Zaren, der auf einem reichgeschmückten Throne, umgeben von seinen nächsten Verwandten und vornehmen Hofleuten ihn erwartete. — Über dem Throne hieng das Bild eines Heiligen, neben demselben lag rechts die reichgeschmückte Mütze des Fürsten, links ein langer von zwei ineinander geschlungenen Schlangen gekrönter Stab, der Herrscherstab „Poffoch“. Auch war in der Nähe ein Waschbecken und ein Handtuch bereit, damit sich der Zar, sobald er sich bei Berührung eines andersgläubigen Gesandten verunreinigt hatte, abwaschen konnte. Den Gesandten wurde bedeutet, sich neben eine kleine, mit Teppichen bedeckte Bank vor dem Throne zu stellen. Nun sprach Herberstein einige Worte der Begrüßung; als er hiebei den Namen Maximilians aussprach, stand der Zar auf, trat neben die kleine Bank und sprach: „Ist unser Bruder Maximilian, erwählter römischer Kaiser und höchster König, gesund?“ Auf die Antwort, daß ihn Herberstein bei seiner Abreise ganz gesund verlassen habe, setzte er sich wieder und hörte weiter zu. Nach der Begrüßungsrede und einigen höflichen Anfragen über Herbersteins Gesundheit und Reise, trug dieser seine Botschaft vor, welche der Dolmetsch, je zwei, höchstens drei Worte

auf einmal wiedergebend, übersezte. Auf einen Wink der Hofbeamten, die in Rußland bei Gesandtschaften üblichen Geschenke zu überreichen, erklärte Herberstein, bei ihm sei dergleichen nicht mehr Sitte. Darauf wurde er zur Mittagstafel geladen.

Alle diese Vorgänge beschreibt Herberstein selbst äußerst anschaulich in seinen Schriften. Bei der Mittagstafel aß der Fürst mit seinen nächsten Verwandten und den höchsten Würdenträgern an einem Tische. Für Herberstein und seine Begleitung war eine eigene lange Tafel gedeckt, an welcher er mit anderen russischen Adeligen speiste. Auf diesen Tafeln waren alles Tischgeschirr und alle Gerätschaften von Gold. Vor Beginn des Mahles wurde Branntwein herumgereicht, und der Fürst schickte dem kaiserlichen Gesandten durch den Dolmetsch drei längliche Schnitten Brotes, worauf erst die Speisen von kostbar gekleideten Dienern hereingetragen wurden, und zwar vor allem einige gebratene Schwäne, von denen man mehrere vor den Fürsten stellte. Dieser versuchte, welche die mürbsten seien, und nur diese wurden draußen zerschnitten; je zwei Flügel und zwei Schenkel wurden in kleinere Schüsseln gelegt, die man vor die angesehensten Gäste hinstellte. Der Fürst aß von seinen Schüsseln nur einen Bissen und schickte das andere immer demjenigen Gaste, den er am meisten ehren wollte. So thaten auch die Übrigen. Da nun alle Herberstein auszeichneten und er jedem durch Aufstehen danken mußte, so wurde er nach seinem Geständnisse „ganz müd und machtlos in den Knieen“. Die Tafel währte nämlich vier bis fünf Stunden. Zum Beschlusse desselben trank der

Zar auf das Wol des Kaisers, worauf alle Anwesenden ihre Trinkgeschirre leeren mußten. Mit einer Handbewegung ward nun Herberstein entlassen und in derselben Weise, wie man ihn hergebracht hatte, wieder nach Hause geleitet. Einer Fortsetzung des Gelages in seiner Wohnung, welche den Zweck hatte ihn „anzutrinken“, das heißt betrunken zu machen, wich er durch Vorschützung eines Unwolsfeins aus.

Wenige Tage später fiengen die Unterhandlungen wegen Polens an. Doch führten sie zu keinem Resultate. Der König von Polen weigerte sich zuerst, Gesandte nach Moskau zu schicken, und nur der Überredungskraft Herbersteins, der sich durch seine Kenntnisse und sein Benehmen in die höchste Gunst beim Zaren gesetzt hatte, gelang es, diesen, trotzdem er über den Wankelmuth und Stolz der Polen empört war, doch zum Wiederanknüpfen der Verhandlungen zu bewegen. Endlich kamen die polnischen Gesandten doch an, stellten aber trotz eines von ihrer Seite unglücklichen Feldzuges die Forderung, daß Smolensk an Polen abgetreten werde. An dieser Maßlosigkeit scheiterten die Bemühungen Herbersteins; es wurden vom Zaren alle weiteren Unterhandlungen mit Polen abgebrochen. Herberstein hatte sich jedoch hierbei das vollste Zutrauen des Zaren gewonnen, der nun seinerseits bemüht war, ihm den Aufenthalt in Moskau so angenehm als möglich zu machen durch Feste und Vergnügen mannigfacher Art.

Endlich, am 21. November, wurde er nach einem fast achtmonatlichen Aufenthalte reich beschenkt nach Hause entlassen. Er bekam eine große Anzahl von Zobel- und

Hermelinfellen, russische Jagdhunde, seltene Landesprodukte und einen Reiseschlitten mit herrlichen Pelzdecken, dem ein sehr großes und starkes Pferd aus dem Stalle des Zaren vorgespannt war. Auch wurde er mit Lebensmitteln für die Reise reichlich versehen, und 200 Soldaten und Diener wurden ihm bis zur Grenze als Begleitung mitgegeben. Die größte Auszeichnung für ihn war jedoch das ihm verehrte Ehrenkleid, ein langer Pelz aus Goldstoff mit großen silbernen Blumen gestickt, bis über die Kniee mit kostbaren Knöpfen zusammengehalten, durchaus mit Zobel gefüttert und mit einem breiten Kragen aus demselben Pelzwerke versehen. Herberstein legte so großen Wert auf dieses Kleid, daß er sich darin abbilden und diesen Holzschnitt den von ihm verfaßten Nachrichten über sein Leben beifügen ließ.

Die Rückreise nach Wilna gieng diesmal auf dem kürzeren Wege über Smolensk, eine große, aus hölzernen Häusern bestehende Stadt, deren Burg als uneinnehmbare Festung angesehen wurde, da sie durch Gräben und eine aus dicken, spitzen Pfählen bestehende Mauer geschützt war. In Wilna traf er den polnischen König zwar nicht an, wurde aber von dem Bischöfe gastfreundlich aufgenommen und ruhte hier einige Zeit aus, seine früher in Nowgorod zurückgelassenen Leute erwartend. Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch das Schloß Troki (nordwestlich von Wilna), um den dem Woiwoden Gregor Radziwil gehörigen Tiergarten zu besichtigen, in welchem sich Auerochsen befanden, welche schon damals eine naturgeschichtliche Merkwürdigkeit waren. Er wurde zwar zuerst nicht besonders freundlich empfangen, doch gelang es ihm, die

merkwürdigen Tiere zu sehen, ja er bekam später sogar vom polnischen Könige einige Häute derselben geschenkt, welche er mit nach Hause brachte und in seinem Hause in Wien öffentlich zur Schau ausstellte. Sie erregten solche Bewunderung, daß sie selbst in einem damals entstandenen lateinischen Lobgedichte auf Herberstein Erwähnung finden. Bei Beschreibung der Tiere erzählt unser Reisender auch, daß der Vater des damals regierenden Königs Sigismund, ein dicker Herr, mit noch zwei anderen dicken Edelleuten Platz zum Sitzen zwischen den Hörnern eines Auerochsen gefunden habe.

Auch schildert er eine Jagd auf diese Ungetüme, wie sie damals üblich war. Für eine solche wurde nämlich ein Ort gewählt, auf welchem dicke Bäume, ohne Unterholz, in größeren Abständen auseinanderstanden. Hinter den Bäumen decken sich die Jäger gegen den Angriff des Auerochsen, welcher durch Hunde gegen diese Stelle getrieben wird. Sobald er einen Jäger erblickt, stürzt er auf denselben zu, und nun muß es der Jäger versuchen, hinter dem schützenden Baume hervor, das Tier mit dem Speere zu durchbohren. Wenn seine Versuche mißlingen, und er das durch den Kampf immer wütender gewordene Ungeheuer von sich ablenken will, um auszuruhen, wirft er ihm einen roten Hut zu, gegen welchen nun dasselbe mit Hörnern und Füßen wüthet. Die anderen Jäger, welche dann das Tier gegen sich locken wollen, brauchen bloß: „lu, lu, lu!“ zu rufen.

Über Bielsk, wo er von dem Kanzler von Litthauen, Nikolaus Radziwil, köstlich bewirtet und mit 20 Dukaten beschenkt wurde, „damit er sich aus denselben einen Ring

„Zum Andenken machen lasse“, gelangte er am 25. Januar 1518 nach Krakau, wurde vom Könige sehr wol aufgenommen und verblieb daselbst bis zum 6. Februar.

An diesem Tage endlich trat er die Heimreise nach Wien an, die wegen ungeheurer Schneemassen sich sehr beschwerlich gestaltete. Vor Olmütz hatte er hiebei sein letztes Abenteuer zu bestehen, welches aber leicht von höchst unangenehmen Folgen hätte sein können und auch als Beweis für die Gefährlichkeit des Reisens in jener Zeit gelten kann. Ein betrunkenener mährischer Edelmann, Nikolaus Tschaplitz von Altendorf, stellte sich nämlich den Reisenden mit zweien seiner Leute bewaffnet und drohend in den Weg. Herberstein wich aus, um Streit zu vermeiden. Als aber Tschaplitz nun Herbersteins Leute von hinten angriff, setzten sich diese zur Wehr; im Gemenge wurde der betrunkene Ritter vom Pferde geworfen und einer seiner Knechte verwundet. Herberstein eilte nach Olmütz, um dort bei der Obrigkeit den Vorfall anzuzeigen; aber Tschaplitz kam ihm zuvor, indem er ihn eines Überfalles beschuldigte, so daß sich Herberstein langwierigen und unangenehmen Untersuchungen ausgesetzt sah. Auch nach Beilegung der Sache hielt er sich für die Fortsetzung seiner Reise nicht sicher und entlehnte deshalb von der Olmützer Gemeinde einen Wagen mit Schützen als Geleite, was ihm nur mit vieler Mühe bewilligt wurde. Auch bekleidete er sich und seine Gefährten mit Harnischen. Am 20. Februar kam er endlich in Wien an, 14 Monate nach Beginn seiner Reise. Den Kaiser traf er aber hier nicht an, sondern mußte sich zu ihm nach Innsbruck begeben. Hier wurde er mit großer

Auszeichnung empfangen, und der Kaiser konnte sich nicht satt hören an den Erzählungen der Erlebnisse Herbersteins und an seinen Schilderungen der Zustände Russlands; er hörte ihm oft abends „über die gewöhnliche Zeit zu, bis der Schlaf mit Gewalt kam“. Auch der gelehrte erste Minister des Kaisers, Matthäus Lang, damals Bischof von Gurk, seit 1519 Erzbischof von Salzburg, hatte es sich als besondere Gnade erbeten, bei diesen Unterhaltungen anwesend sein zu dürfen. Der Kaiser geizte auch nicht mit öffentlicher Anerkennung der Verdienste Herbersteins und gab ihm die Pflüge Klamm bei Schottwien, am Fuße des Semmering, als Belohnung derselben. Einen Beweis für die Hochachtung, in welcher Herberstein bei der kaiserlichen Familie stand, gibt auch das Schreiben des Kaisers Karl V., der bei Gelegenheit der zweiten Sendung Herbersteins nach Russland, von welcher wir später berichten wollen, ausdrücklich sagt: „dass niemand sich mehr ausgezeichnet habe als er, ja dass ihm nicht einmal jemand gleichkomme.“

### 3. Reise nach Ungarn. Maximilians Tod.

Hochgeehrt und belohnt begab sich Herberstein von Innsbruck nach Wien, um hier von den Strapazen der Reise etwas auszuruhen. Doch sollte diese Ruhe nicht lange dauern, denn der Kaiser hatte ihm bereits einen anderen wichtigen Auftrag mitgegeben. Es war nämlich unterdessen der König Wladislaw von Ungarn und Böhmen gestorben, und sein minderjähriger Sohn Ludwig ihm in

beiden Reichen nachgefolgt. Die Vormundschaft über ihn führte Kaiser Maximilian und der König von Polen. Nun wollte die den Habsburgern feindliche Partei es durchsetzen, daß Johann Zapolya während der Minderjährigkeit des Königs zum Statthalter in Ungarn ernannt werde, was natürlich Maximilian nicht zugeben durfte, weil sonst im Falle des erbelosen Ablebens des jungen Königs seine Feinde alle Macht in Händen gehabt hätten, so daß er seine wolberechtigten Ansprüche nicht hätte durchsetzen können. Es wurde deshalb eine eigene Gesandtschaft, bestehend aus Veit Strein von Schwarzenau, Ulrich Beneker und unserem Herberstein, nach Ungarn geschickt, wo gerade damals ein „Rafusch“ oder Reichstag abgehalten wurde. Jeder Gesandte hatte bestimmte Instruktionen zu Verhandlungen mit gewissen Personen, um alle feindlichen Absichten zunichte zu machen. Diese Verhandlungen waren umso schwieriger, als sich ein neuer Gegner im Papste eingestellt hatte, welcher einen ganz von sich abhängigen Statthalter durchsetzen wollte, und in seinem Gesandten, dem Dominikanermönche Nikolaus, einen ebenso geschäftskundigen als schlauen Unterhändler besaß. Dieser mußte sogar Herberstein zu täuschen, so daß dieser glaubte, „Gott selbst hätte ihm den geschickt“. Als er ihn jedoch durchblickte, trat er demselben mit solcher Unerfroffenheit und Offenheit entgegen, daß man wol ihm es zuschreiben muß, wenn alles zum Vorteile der Habsburger geordnet wurde. Die Größe dieses seines Verdienstes um das Kaiserhaus tritt noch mehr zu Tage, wenn man bedenkt, daß der damals kaum geahnte Fall eines kinderlosen Absterbens des Königs schon 7 Jahre

später eintraf. Interessant ist in dem Berichte über diese seine Sendung die Erwähnung der ersten Art von Kutschen als ungarischer leichter Fuhrwerke, die er „Kotschien oder Kokschi-Wagen“ nennt (seiner Angabe nach von einem 10 Meilen westlich von Ofen gelegenen Dorfe Kotsch so genannt). Sie boten nur Platz für 4 Personen, waren ganz aus Holz, ohne irgend ein Stück Eisen gefertigt, und wurden von 3 nebeneinandergespannten Pferden gezogen.

Unterdessen wollten auch die Stände des engeren Vaterlandes des nun berühmten Staatsmannes ihm ihr Vertrauen bezeigen und erwählten ihn zu ihrem Vertreter am kaiserlichen Hofe, welche Stellung er auch annahm, nachdem ein eigener Befehl des Kaisers ihm die Beibehaltung seiner Stelle im kaiserlichen Dienste angeordnet hatte. Er wurde auch fortwährend in Staatsgeschäften verwendet, so in Augsburg, wo er dem letzten Reichstage Maximilians beimohnte und als Richter in dem Gerichtshofe saß, welcher den tyrannischen Herzog Ulrich von Württemberg wegen Ermordung eines seiner Hofjunker in die Reichsacht erklärte.

Dann hatte er in Salzburg Frieden zu stiften zwischen dem Erzbischofe und den Unterthanen. Zuletzt wurde er nach Wels, wo damals gerade der Hof weilte, berufen, um seinen Rat bei Abfertigung einer Gesandtschaft nach Polen zu geben. Hier traf sein treues Herz ein herber Verlust. Der Kaiser, welcher schon in Innsbruck sich unwohl befunden hatte, erkrankte hier und starb innerhalb einer Woche (den 12. Januar 1519). In ihm verlor Herberstein seinen Wohlthäter, den Würdiger

seiner Verdienste und einen stets gnädigen Herrn. Wenn man Herbersteins Treue und Anhänglichkeit an seinen Gebieter hinzurechnet, so wird man seinen Worten glauben: „Am 16. Januar habe ich, Gott weiß, mit beschwertem Leib (er war nämlich schon lange fränklich), aber mit noch beschwerterem und bekümmertem Herzen und Gemüt, den trefflichen Kaiser auf meinen Achseln geholfen in die Kirche tragen.“ Die Trauer Herbersteins um Maximilian theilte damals ganz Deutschland, besonders die Bevölkerung der Erblande.

#### 4. Herberstein nach dem Tode Maximilians (bis 1526).

Es gährte damals überall in Deutschland, religiöse und politische Zwistigkeiten trennten das Volk, Luthers Name wurde schon von Mund zu Mund genannt; durch die neuen Entdeckungen in Amerika, Asien und Afrika wurde der Gesichtskreis der europäischen Menschheit auf einmal ins Unabsehbare erweitert, und ein völliger Umsturz aller bisherigen Verhältnisse in Europa bereitete sich durch die Veränderung der Weltlage der einzelnen Länder vor. Die alten Handelsrepubliken und Handelsstädte am Mittelmeere und in Mitteleuropa zitterten vor dem Verluste ihres Handels, während die Länder im Westen des Erdtheils, welche bisher eine untergeordnete Rolle gespielt hatten, nun von Tag zu Tag an Wichtigkeit gewannen. Dazu kam noch in Deutschland die Bewerbung des französischen Königs um die Kaiserkrone gegenüber dem

Habsburger Karl I. von Spanien, dem ältesten Enkel Maximilians, während von Osten her der Türke seine verheerenden Wogen immer näher gegen die deutschen Grenzen wälzte. So sah man überall nur mit Besorgnis in die Zukunft. In den österreichischen Erbländern gesellte sich noch ein anderer Streit hinzu, der mit seinen Wurzeln bis in die ersten Regierungsjahre Maximilians zurückreicht. Es waren nämlich die Länder durch die Forderungen der Regierung schon früher rücksichtlich der Geldleistungen schwer belastet worden. In Innsbruck auf dem Ausschustage der österreichischen Erblande (einer Versammlung von Abgeordneten der einzelnen Länder, welche in Maximilians Zeit zusammenzutreten begannen — der erste Beginn einer Vereinigung der sonst ganz von einander getrennten Länder), der ein Jahr vor dem Tode des Kaisers gehalten wurde, gerieten schon die Regierung und die Abgeordneten in unangenehme Reibungen, als von den Ständen zu einem Zuge nach Tunis ein großes Opfer an Geld und Mannschaft verlangt wurde. Sie wollten wol ihr Land verteidigen, aber nicht ihre Soldaten so weit wegschicken, so dass unterdessen ihr eigenes Vaterland schutzlos gewesen wäre; sie verlangten eine gute Regierung, eine unparteiische Gerichtsbarkeit, Schutz gegen Willkür und Bestechlichkeit der kaiserlichen Beamten u. a. m. Die Wiener wünschten insbesondere Schutz vor den Großhändlern aus Augsburg, Nürnberg, Gent, Köln u. s. w., welche trotz der früheren Privilegien der Stadt durch schlechte Ware, Betrug beim Verkaufe und ihr großes Kapital, welches eine jede Konkurrenz von Seite des kleinen Kaufmanns

unmöglich machte, den Handel Wiens schädigten. Ebenso klagten sie über Eingriffe der kaiserlichen Regierungsbeamten in die Freiheiten der Stadt. Der Kaiser versprach zwar Abhilfe, aber starb, bevor er seine Pläne zur Beruhigung der Länder durchgeführt hatte. In seinem letzten Willen bestimmte er, daß die bisherigen Räte die Leitung der Regierungsgeschäfte bis zur Ankunft des Erbprinzen aus Spanien fortführen sollten.

Raum war die Nachricht von seinem Ableben in die Länder und Städte gedrungen, als die Opposition sich überall gegen die alte Regierung zu regen begann. Besonders in Niederösterreich und Wien giengen die Wellen hoch. Hier stand an der Spitze Michael Eizinger, Johann von Buchheim, und in Wien besonders der Reichsanwalt und gewesene Stadtrichter Dr. Martin Capinis, auch Siebenbürger genannt. Es setzte arge und stürmische Scenen im Gemeinderate, bis endlich die Opposition siegte; auch der Landtag schloß sich dieser Bewegung an, auf ein durch die Unzufriedenen vom eingeschüchterten Bürgermeister Wiens erzwungenes, in ihrem Sinne gehaltenes Gutachten. Die alten Räte wurden für abgesetzt erklärt und eine neue Regierung von 16 Mitgliedern gewählt. Ähnliche Kämpfe spielten sich auch in den anderen Erbländern ab, nur mit dem Unterschiede, daß alle außer Niederösterreich einer gemeinsamen obersten Regierung, wie sie der Kaiser gewünscht hatte, und welche ein Band für dieselben bilden sollte, nicht abgeneigt waren und nur Abstellung der Mißbräuche verlangten, während Niederösterreich für eine selbständige, in ihren Rechten von den Ständen beschränkte Provinzialregierung eintrat.

Es wurde ein Ausschufstag der Erbländer zu Bruck a. d. Mur gehalten und beschloffen, eine Gesandtschaft an Karl I. von Spanien, als den nächsten Erben Maximilians und wahrscheinlichen künftigen deutschen Kaiser, zu schicken, um ihm ihre Beschwerden vorzulegen und ihn zum baldigen Antritte seines Erbes einzuladen. Unter ~~den~~ .. .. befand sich Siebenbürger, und als Vertreter .. .. Herberstein, welcher auch an dem Ausschufstage teilgenommen und hier, nach seinen Äußerungen zu urteilen, viel zu der Versöhnung der nicht österreichischen Abgeordneten beigetragen hatte.

Die Delegierten versammelten sich zu Villach und traten von hier ihre Reise nach Spanien an. Sie wählten den Weg über Venedig, wo sie von dem Dogen Voredano mit vieler Auszeichnung empfangen wurden und die Kunstschätze, sowie alle anderen Merkwürdigkeiten der damals noch auf dem Höhepunkte ihres Glanzes stehenden Königin des mittelländischen Meeres und Beherrscherin des gesammten mitteleuropäischen Handels unter Begleitung eines ihnen zugewiesenen Beamten der Republik besichtigen durften. Dann fuhren sie, überall ehrenvoll aufgenommen und beschenkt, über Padua, Rovigo, Ferrara, Bologna und Florenz und Rom, wo sie dem Papste vorgestellt wurden, nach Neapel, welches schon spanisches Gebiet war, da es die Spanier im Jahre 1504 erobert und seither behalten hatten. Der daselbst regierende Vicekönig gab ihnen zu Ehren großartige Feste, unter anderem auch ein Turnier, („ein wälisch Gesteche“ nennt es Herberstein), bei welchem eine die Deutschen verblüffende Pracht in Kleidern und Rüstungen zur Schau

gestellt wurde. Doch schlug der Aufenthalt in Neapel ihrer Gesundheit nicht gut an; einer von der Gesandtschaft starb, und zwei mußten krankheitshalber zurückbleiben, sowie auch viele von den Dienern starben oder zu schwach waren, die Reise fortzusetzen. Am 1. September schifften sie endlich ein, vom Vicekönig reich mit Nahrungsmitteln und Vorräten aller Art versehen. Die Reise gieng anfangs glücklich von statten, ausgenommen, daß sie einmal nur mit Mühe Seeräubern entkamen. An der sardinischen Küste überfiel sie aber ein Sturm, der die Schiffsmasten brach, so daß sie nur mit Not den Hafen von Cagliari erreichen konnten. Nachdem die Schäden ausgebessert waren, schifften sie sich wieder ein; doch es schien ein Unstern über ihnen zu walten. Ein heftiger Sturm warf das Schiff nämlich in der Nacht an die Küste von Minorca. „Da war,“ schreibt Herberstein, „keine Hoffnung mehr auf irgend eine menschliche Hilfe und Rettung, sondern wenn Gott nicht wunderbar half, so mußten wir zugrunde gehen. Deshalb verweigerten auch alle Schiffsteute den Gehorsam und wollten nicht arbeiten, sondern ein jeglicher bereitete sich auf den Augenblick vor, wo das Schiff versinken würde, suchte sich ein Holz zu verschaffen, auf dem er schwimmend sich retten könnte, oder betete und machte Gelübde, jammerte und klagte. Das währte einige Stunden.“

Endlich wurden sie durch die Entschlossenheit eines spanischen Hauptmannes, der mit Hilfe des Steuermannes das Schiff glücklich von dem Felsen brachte, gerettet. Doch brauchten sie noch 14 Tage, bevor sie in Barcelona landen konnten, da Stürme sie zweimal knapp vor dem

Hafen umzukehren und in Ibiza Schutz zu suchen zwangen. Am 3. November endlich liefen sie in dem Hafen von Barcelona ein, nachdem sie „alles ausgestanden, was schier einem Menschen an Gefahren begegnen kann“. Es war nämlich auch zweimal Feuer auf dem Schiffe ausgekommen, „weil die deutschen Köche nicht mit kleinem Feuer kochen können“. Hiemit waren aber noch nicht alle Gefahren zu Ende. In Barcelona herrschte nämlich damals eine ansteckende Krankheit, die viele Menschen dahinraffte, oder, wie Herberstein sagt: „zu Barcelona starbs etwas.“ Auch der König Karl hatte deshalb die Stadt verlassen und erwartete die Gesandten in dem gesunden und hochgelegenen Städtchen Molino del Rê.

Dahin mußten sich die Gesandten begeben. Nun hatte überall auf der Reise Herberstein das Wort geführt, hier aber verlangte und erhielt Dr. Siebenbürger, als der gelehrteste der Gesandtschaft, das Wort, weil die Ansprache lateinisch gehalten werden mußte. Das war nicht ohne Einfluss auf die Folgen der Unterredung. Denn erstens war Siebenbürger in seinem ganzen Benehmen etwas ungeschlacht und beleidigte dadurch den an spanische Etiquette gewohnten König. Dann gieng er aber auch in seiner Rede weiter, als die Instruktionen des Brucker Ausschusstages es ihm gestatteten, indem er nämlich nur die Meinung der Niederösterreicher zum Ausdruck brachte. Da er riet sogar dem König im Beisein der spanischen Großen das ererbte Reich mit seinem Bruder Ferdinand zu teilen, indem er demselben die deutschen Lande übergebe, sprach überhaupt so, daß nach dem Ausdrucke Herbersteins „alle ein Grauen empfanden“. Über dieses

sein Auftreten waren der König sowol, wie die anderen Abgeordneten empört, und insbesondere die Steirer entschuldigten sich deshalb beim Kanzler. Als sie nun in der Abschiedsaudienz empfangen wurden, baten alle den Herberstein „um Gottes willen“, er möge in ihrem Namen reden, was er auch deutsch und lateinisch that. Der König gab ihnen den Bescheid, die Stände sollten bis zum Eintreffen einer von ihm abgeordneten Kommission, an deren Spitze Erzherzog Ferdinand stehen sollte, nichts an dem Bestehenden ändern.

Am 19. Dezember traten die Gesandten die Rückreise an, welche von manchen Unannehmlichkeiten begleitet war. Zuerst verfolgte sie der Kapitän des Schiffes, mit welchem sie nach Barcelona gereist waren, in zwei Städten, welche sie berührten, mit Klagen um Schadenersatz für einige Ballen Ware, welche er bei dem Sturme auf ihren Rat aus dem Schiffe geworfen, so daß sie nur das kluge Auftreten Herbersteins vor weiterem Aufenthalte bewahrte. Dieser berief sich nämlich auf ihre Vorrechte als kaiserliche Gesandte und verlangte, daß die Klage vor ihrem ordentlichen Richter anhängig gemacht werde. Auch Dr. Siebenbürger verursachte einen unangenehmen Auftritt, als er am Weihnachtstage trotz des Widerrathens mit Sporen in die Kirche gieng, wo ihm dieselben von Gassenbuben abgerissen wurden. Über Perpignan, Narbonne, Montpellier und Besançon kamen sie nun an den Mont Genevre, über welchen sie von Bauern auf kleinen Schlitten ins Piemontesische hinabgeführt wurden, von wo sie dann über Turin, Mailand, Verona (welches Herberstein noch „Bern“ nennt) und Vicenza nach

Billach reisten. Am 4. Februar hatten sie ihre Reise, welche fast ein Jahr gedauert hatte, glücklich beendet.

Als die Abgeordneten in ihrer Heimat die Antwort des Königs verkündet hatten, leisteten alle Länder den von demselben verlangten Huldigungseid in die Hände der hingesandten kaiserlichen Kommissäre, nur die Wiener blieben in Opposition. Es hatte nämlich Siebenbürger den Worten Karls die Wendung gegeben, als billige dieser alles geschehene. Als daher bald darauf nach der, am 24. Juni 1520 erfolgten Wahl Karls zum deutschen Kaiser die kaiserlichen Kommissäre den Landtag nach Klosterneuburg beriefen, um den Huldigungseid zu empfangen, verweigerten ihn die Wiener Deputierten. Auch protestirten sie hier gegen Herberstein, der als kaiserlicher Kommissär fungierte, ohne daß die Gründe bekannt sind, warum sie es thaten. Herberstein verlangte in einem Briefe an den Magistrat von Wien Genugthuung; doch seine Verleumder wurden bald von einem schrecklichen Gerichte betroffen, ohne daß er selbst hätte persönlich eingreifen müssen. Wahrscheinlich war diese Gehässigkeit gegen ihn daher entstanden, weil er sich den extremen Schritten der Opposition nicht anschließen wollte, sondern, unbeschadet des Vortheiles seines Landes, seinem neuen Herrn dieselbe Anhänglichkeit und Treue bezeugte, welche er dessen Großvater entgegengebracht hatte. Es war dieses auch von Karl anerkannt worden, welcher deshalb Herberstein schon in Barcelona sehr lieb gewonnen und durch sein Vertrauen ausgezeichnet hatte.

Unterdessen dauerte der Streit zwischen den alten und den neuen Regenten in Oesterreich fort. Es wurden

langdauernde Verhandlungen am kaiserlichen Hoflager gepflogen, bis endlich Karl selbst die Entscheidung in die Hand nahm und „eine wahre und ansehnliche Regierung“ unter dem Namen „Hofrat“ einsetzen zu wollen erklärte, zu welcher alle fünf Erbländer ihre Vertreter wählen sollten. Inzwischen war jedoch bei Karl der Entschluss gereift, den von ihm verfolgten Plan einer habsburgischen Weltmonarchie aufzugeben, weil die eigenthümlichen Verhältnisse der östlichen Länder des habsburgischen Reiches, vorzüglich die immer näher heranrückende Türkengefahr, die Gründung eines selbständigen Staates im Osten von Deutschland verlangte. Es sollte deshalb sein Bruder Ferdinand die deutschen Erbländer übernehmen, und durch die schon 1515 beschlossene Wechselheirat Ferdinands mit Anna, einer Schwester Ludwigs von Ungarn und Böhmen einerseits, und Ludwigs mit Ferdinands Schwester andererseits sollte ein fester Bund dieser Reiche zustande kommen als mächtiger Wall gegen die Türken, welche nicht nur den Bestand der habsburgischen Macht, sondern aller christlichen Kultur bedrohten. Deshalb wurde auf dem Reichstage zu Worms, welcher durch das Erscheinen Luthers vor demselben berühmt geworden ist, vorläufig die Teilung der Verwaltung der spanischen und deutschen Länder ausgesprochen und am 26. Mai desselben Jahres die Vermählung Ferdinands mit Anna in Einz vollzogen. Durch den Brüsseler Vertrag vom 7. Februar 1522 giengen dann später die deutschen Besitzungen der Habsburger rechtlich in den Besitz Ferdinands über, doch wurde dieser Vertrag erst am 15. Februar 1525 öffentlich bekannt gemacht, so daß Ferdinands Regierungsjahre in

Österreich von diesem Datum an gerechnet werden. Hiemit wurde diejenige Linie des habsburgischen Stammes begründet, die gegenwärtig noch den Thron Österreichs inne hat.

Während dieser Vorgänge war Herberstein, hochgeehrt von Karl und Ferdinand, in ihrem Interesse in Ungarn thätig gewesen und hatte auch der Vermählung in Linz beigewohnt, von wo er sich nach Graz begab, um die Huldigung dieses Landes vollziehen zu helfen. Die Stände Steiermarks, welche wohl fühlten, daß die niederösterreichische Opposition zu weit gegangen war, übertrugen hiebei Herberstein die Rechtfertigung ihres Verhaltens seit dem Tode Maximilians, welche er in 24 Stunden verfassen mußte. In dieser kurzen Zeit schrieb er eine ausführliche lateinische Darstellung aller Verhältnisse, die dem Erzherzoge vorgelegt wurde und ihren Zweck vollkommen erreichte.

Inzwischen hatten auch die niederösterreichischen Stände eine Deputation an Ferdinand gesandt mit der Erklärung, daß sie den durch kaiserliches Mandat vom 24. Februar 1521 eingesetzten Hofrat als gemeinsame oberste Behörde anerkennen wollten, mit der Bitte jedoch, es möge die von ihnen selbst nach dem Tode Maximilians für Niederösterreich gewählte Regierung beibehalten und diesem Erzherzogtume der erste Rang unter den Erbländern zuerkannt werden. Der Erzherzog antwortete, er habe jetzt keine Zeit zur Untersuchung ihrer Beschwerden, da er nach Worms reisen müsse, und setzte seine Gemahlin Anna als Regentin der Erbländer ein. Die von den Ständen gewählten Regenten mußten jedoch die Verwaltung niederlegen. Herberstein, dessen Treue und

Geschicklichkeit der neue Herrscher unterdessen noch mehr kennen gelernt, begleitete ihn auf der Reise und kam so auch nach Brüssel, wo am Andreastage Kaiser Karl das Fest des höchsten burgundischen Ordens, des goldenen Vlieses, mit großer Pracht begieng. Hier erhielt er vom Kaiser die ungewöhnliche Auszeichnung, das erzherzoglich österreichische und königlich castilische Wappen (Karl war nämlich von mütterlicher Seite her König von Castilien) dem seinigen einverleiben zu dürfen, und das Recht, die Bildnisse des römischen Kaisers, des Königs von Spanien und des Zars von Rußland als Helmverzierung zu gebrauchen, und zwar, wie Herberstein sagt: „zum Gedächtnisse der geleisteten Dienste und zur Anspornung der Nachkommen, sich solchen Diensten zu ergeben, durch welche man den Adel und Erhöhung seines Geschlechtes erwirbt, nicht aber ihre Zeit zu Hause im Nichtsthun zu vergeuden.“ Diese gnädige Stimmung des Kaisers benutzte er aber auch, um für sein Vaterland, Steiermark, die Bestätigung und Bewilligung mehrerer Freiheiten zu erlangen.

Von Brüssel aus wurde Herberstein in verschiedenen diplomatischen Sendungen nach Nürnberg, wo er Ferdinand beim Reichstage vertrat, dann nach Württemberg, Prag und Nördlingen beordert, bis er endlich im Juli 1522 nach Wiener-Neustadt berufen wurde, um hier Sitz und Stimme in einem Richterkollegium zu nehmen, welches über die Häupter der niederösterreichischen Opposition urtheilen sollte. Es waren diese nämlich jetzt von Ferdinand zur Verantwortung ihres Benehmens gezogen worden, „weil sie sich gegen die kaiserliche Landesordnung auf-  
rührerisch benommen, die Gemeinden zum Ungehorsam

aufgestachelt, kaiserliches Gut an sich gezogen und dem Kaiser vorenthalten, Amtsleute in Eid genommen, des Münzrechtes und Zeughauses in Wien sich bemeistert und über Leben und Tod ohne Berechtigung gerichtet hätten.“ Der Prozeß wurde unter dem Voritze des Erzherzogs Ferdinand auf öffentlichem Platze geführt, und die der Unparteilichkeit wegen aus Nichtösterreichern bestehende Kommission verurtheilte zwei Männer vom Adel nebst sechs Bürgerlichen um Tode durch das Schwert. Nach Verkündigung des Urtheils wartete der Erzherzog einen Augenblick, ob die Verurtheilten um Gnade bitten würden; als dies nicht geschah, ließ er sie gefangen nehmen; Michael von Einzing, Hans von Buchheim, Siebenbürger und drei andere Bürger wurden auf dem Hauptplatze von Neustadt hingerichtet, die zwei übrigen in Wien bei der Spinnerin am Kreuz.

Die nächsten drei Jahre verbrachte Herberstein auf mannigfachen Reisen, besonders nach Ungarn, wo er vorzüglich bemüht war, das gelockerte Band der Freundschaft zwischen Ferdinand und seinem Schwager Ludwig fester zu knüpfen, was ihm nach „vielen Reisen und großer Arbeit“ endlich gelang.

## 5. Zweite Reise nach Polen und Rußland (1526—27).

Das Jahr 1526 brachte Herberstein eine noch beschwerlichere und gefährlichere Arbeit.

Auf die Nachricht von der Wahl Karls zum deutschen Kaiser hatte der Zar Wassilij Iwanowitsch, der die alten

freundschaftlichen Beziehungen, welche er mit Maximilian angeknüpft, auch mit dessen Nachfolger pflegen wollte, Gesandte an den Kaiser geschickt, um Fortsetzung des guten Verhältnisses und um Erneuerung des ehemals mit Maximilian gegen Polen geschlossenen Bündnisses bittend.

Es standen nämlich noch immer Rußland und Polen einander feindlich mit den Waffen gegenüber. Auf ein solches Bündnis nun konnte der Kaiser nicht eingehen aus den bei Gelegenheit der ersten russischen Reise Herbersteins auseinandergesetzten Gründen. Aber destomehr lag es in seinem Interesse, einen dauernden Frieden zwischen den beiden kämpfenden Theilen zu fördern. Er versuchte deshalb durch den Grafen Rugarolis und Herberstein den König Ludwig von Ungarn zu bewegen, daß dieser seinen Schwager, den König Sigismund von Polen, welcher bisher aus Stolz in keine Unterhandlungen hatte eintreten wollen, friedfertiger stimme. Die Gesandtschaft entledigte sich dieses Auftrages mit so großem Erfolge, daß der Erzherzog Ferdinand Herberstein in einem eigenen Schreiben mit den größten Lobsprüchen überhäufte. Zugleich wurden die beiden Leiter derselben nun auch dazu bestimmt, nach Polen und Rußland zu reisen, um den Frieden zustande zu bringen und zwar Rugarolis als Vertreter des Kaisers Karl, Herberstein im Namen Ferdinands; die Seele der Gesandtschaft war jedoch Herberstein. Er erhielt die Vollmacht in allen Fällen, wo die ihm mitgegebenen Instruktionen nicht hinreichten, nach eigenem Ermessen zu handeln, nur sollte er bei Gelegenheit über den Gang der Unterhandlungen berichten. Zugleich wurde ihm aufgetragen, sorgfältig auf alles zu achten, was ihnen

Merkwürdiges auf der Reise begegne, vorzüglich auf die Religion, die Sitten und Gebräuche zc. der Russen.

Die Gesandten traten die Reise am 12. Januar 1526 von Wien an. In ihrer Begleitung befanden sich auch zwei Neffen Herbersteins und der schon früher erwähnte Christof Ranschüssel. Auch schloß sich ihnen die vom Kaiser zurückkehrende russische Gesandtschaft an.

Die Reise gieng zuerst über Mähren und Schlesien nach Polen. Hier jedoch schien es, als sollten alle ihre Bemühungen gleich beim Beginne scheitern. Der König war nämlich mißtrauisch geworden, vorzüglich weil die russischen Gesandten mit den deutschen gemeinsam reisten. Er stellte sich, als habe er von der Gesandtschaft gar keine Kenntniss, ließ sie an der Grenze nicht empfangen und verköstigte sie auch nicht, wie es damals völkerrechtlicher Brauch war. Da selbst als sie sich bei ihm anmeldeten, wartete er nicht auf sie, sondern ließ ihnen sagen, er reise jetzt nach Krakau, und dorthin möchten sie nachkommen. Aber auch hier waren bei ihrer Ankunft keine Anstalten zum Empfange getroffen, und erst nach sechs Tagen wurden sie zur Audienz zugelassen. Bei derselben entlud sich der ganze Zorn des Königs über sie. Er fuhr sie an, „wer ihren Herrn gebeten habe, für ihn Frieden zu stiften; Polen werde sich selbst Ruhe zu verschaffen wissen; auch begreife er nicht, was ihr Herr mit den Moskowitern, die doch nicht seine Nachbarn seien, zu thun habe, daß er sich ihretwegen solche Mühe gebe“. Auf diese Anrede hin schien alle Unterhandlung vergebens, als Herberstein in einer würdevollen, offenen Rede den Zweck und die Absichten ihrer Reise dem Könige

auseinandersetzte und sich sogar erbot, ihm seine Instruktionen zu zeigen, damit er sich von der Lauterkeit der Absichten seiner Herrn überzeuge. Der ehrliche, offene Ton stimmte den König um; er gibt seine Zustimmung zu den Unterhandlungen, verschafft den Reisenden alle möglichen Erleichterungen zur Reise und schickt jedem 50 Gulden zur Begleichung der Gasthausrechnung, da sie, wie schon oben erwähnt, eigentlich von ihm hätten verpflegt werden sollen. Am 14. Februar setzten sie ihre Reise zu Schlitten fort; bei Lublin überfiel sie aber ein fürchterlicher Schneesturm, so daß sie nicht weiter fahren konnten und die Nacht auf offenem Felde zubringen mußten ohne einen anderen Schutz als die umgekehrten Schlitten, unter denen sie zusammengekauert saßen. Der weitere Weg führte sie über Brest, Minsk und Mohilew nach Smolensk. Über Wilna konnten sie „der großen Wildnis halber“ nicht fahren. Kaum daß sie die russische Grenze überschritten, trafen sie einen Boten des Zars, der ihnen zum Empfange und zur Begleitung entgegengeschickt worden war. Dieser gehörte jedoch wahrscheinlich jener Partei an, welche die Annäherung Rußlands an den Westen mit scheelen Augen ansah, war auch sehr hochmütig, so daß er die Reisenden nur vornehm kalt bewillkommte. Er bewirtete sie zwar bei sich, wies ihnen aber kein Nachtquartier an, so daß sie die Nacht im Schnee unter freiem Himmel zubringen mußten. Den Tag darauf, am Palmsonntag, lud er nur seine Glaubens- und Stammesgenossen, die Russen, zu sich; da befahl Herberstein seinen Leuten aufzubrechen, weil es schien, als sollten sie wieder unter freiem Himmel über-

nachten. Auch verordnete er, daß seine vorausreitenden Diener, wenn die ihnen angewiesene Herberge nicht passend sei, weiter reiten sollten, bis sie eine bequemere fänden. Bei diesem Befehle verharrete er auch trotz dem Drohen und Bitten der Russen, indem er die kurze Antwort gab: „er sei gewohnt unter Dächern zu wohnen, und ihres Herrn Befehl sei es sicherlich nicht, daß man sie so behandle“. Er fuhr auch wirklich auf eigene Faust nach Smolensk. Hier wurde die Gesandtschaft mit Auszeichnung empfangen und bewirtet; auch wurde ihre Ankunft dem Zaren allsogleich durch vorausgeschickte Boten gemeldet.

Übrigens hatten sie noch durch die Mißgunst der Russen genug zu leiden, bevor sie Moskau erreichten. So z. B. erzählt Herberstein, seien sie an dem Klüsschen Wopez, das sehr angeschwollen war, zu einer halbzerfallenen Brücke gekommen, bei welcher er mit den Anstalten zum Hinüberschaffen der Fuhrwerke vollauf zu thun hatte. Plötzlich rutscht das Pferd des Grafen Ungarolis mit den Hinterfüßen vom Ufer in den Fluß, der Graf fällt ins Wasser, bleibt jedoch in den Steigbügeln hängen, so daß ihn das Pferd aus der Tiefe herauszieht; gleich darauf fällt er aber aus den Bügeln, glücklicherweise zwar in ein seichtes Wasser, jedoch sein kurzer spanischer Mantel wickelt sich ihm um Arme und Kopf, weshalb er sich nicht helfen kann. Dabei standen zwei Russen in der nächsten Nähe, ohne sich nur zu rühren, so daß er ohne die Hilfe der beiden Neffen Herbersteins, deren einer selbst hiebei in Lebensgefahr kam, ertrunken wäre. Auf das Schelten Herbersteins über ihre Teilnahmslosigkeit gaben die Russen nur lakonisch

zur Antwort: „Einem gebührt zu arbeiten, dem andern nicht.“

Ein zweitesmal wieder mußte die Gesandtschaft durch die Schuld eines russischen Beamten eine ganze Nacht in einem Walde, unter freiem Himmel bei strömendem Regen ohne Nahrung zubringen. Da derselbe Beamte wollte am nächsten Tage, als die von ihm zu liefernden Lebensmittel noch nicht da waren, Herberstein hindern, um eigenes Geld in einem Bauernhause Brot und andere Nahrung zu kaufen, weil es gegen den Befehl des Zaren sei, der angeordnet habe, die Gesandten auf seine Kosten zu verpflegen. Als nun Herberstein in vollem Zorn ihm mit Gewalt und Anklage in Moskau drohte, weil er wol wisse, daß sie die den Gesandten vom Zaren zugedachten Sachen verkauften und nichts herstellten, da gab er nach, und sie wurden in ein nahes Kloster geführt, welches in Folge der Überschwemmung wie eine Insel aus dem Wasser ragte, so daß man nur mit Hilfe von Rähnen hinzukommen konnte. In Folge derselben Überschwemmung war auch die weitere Reise sehr gefährlich, da die meisten Brücken weggerissen oder so beschädigt waren, daß die Pferde kaum hinüber kommen konnten.

Endlich kamen die Gesandten am 26. April 1526 in Moskau an, wurden feierlich empfangen und unter großem Volkszulaufe in die für sie bestimmten Häuser geleitet, welche reichlich mit allen Bequemlichkeiten versehen wurden. Auch für die Verpflegung sorgten eigene Diener des Zars, die täglich nachfragen mußten, ob etwas mangle, oder ob sie sich etwas wünschten. Nach zwei Tagen wurden sie zur Audienz vorgelassen unter denselben Förmlichkeiten,

wie bei der ersten Reise. Auch die Mittagstafel, zu der Herberstein und Nugarolis eingeladen wurden, war im allgemeinen so wie die schon früher beschriebene. Nur dem nachfolgenden Gelage in seiner Wohnung konnte sich Herberstein nicht entziehen, sowie er auch tüchtig mittrinken mußte, weil man einen Trinkspruch nach dem anderen ausbrachte. Dabei herrschte die Sitte, daß derjenige, welcher auf das Wohl eines anderen trinken wollte, sich mitten im Zimmer aufstellte und seine Wünsche vorbrachte, mit den Worten schließend, es möge in den Feinden so viel Blut bleiben, als er Wein in seinem Trinkbecher lassen werde. Dann trank er denselben auf einen Zug aus und stürzte ihn auf seinem Kopfe um. Diese Gelage wiederholten sich täglich, und Herberstein erzählt, er habe nur dadurch loskommen können, daß er sich entweder betrunken stellte, oder am Tische scheinbar einschief. Bei keiner dieser Tafeln, so wie überhaupt bei keiner Gesellschaft, ja selten sogar in der Kirche waren Frauen anwesend. Diese waren nach orientalischer Sitte im Hause eingesperrt; nur an gewissen Festtagen durften sie Ausflüge ins Freie machen, wobei Schaukeln ihre Hauptfreude war. Merkwürdig war auch die Sitte, daß, nach Herbersteins Versicherung, kein Kusse von einem Tiere aß, welches von einer Frau getötet worden war, weshalb man oft ärmere Frauen, die keine Diener hielten, vor der Thüre mit Hühnern oder Tauben stehen sah, indem sie auf einen Mann warteten, der ihnen die Tiere abstäche.

Die Verhandlungen wegen Polen begannen nun allsogleich und nahmen bald durch Herbersteins Geschick einen günstigen Verlauf, obzwar es keineswegs leicht war,

den bisher siegreichen Zar zu einem Nachgeben zu bewegen, da er ja nach dem Ergebnisse des Krieges hoffen durfte, auch in der Zukunft sein Reich auf Kosten Polens erweitern zu können. Auch die Polen wollten anfangs ihre Forderungen gar nicht ermäßigen, so daß der Zar den polnischen Gesandten alle ihm überbrachten Geschenke zurückschickte und andere noch dazu als Zeichen, daß sie abreisen könnten, und er nicht weiter verhandeln wolle. Doch Herberstein vermittelte hier wieder mit äußerster Gewandtheit, so daß endlich ein fünfjähriger Waffenstillstand geschlossen wurde.

Die Zeit der diplomatischen Verhandlungen benutzte Herberstein, um fleißig Erkundigungen einzuziehen über Land und Leute, was ihn später befähigte, sein klassisches Werk über Rußland zu schreiben und durch dieses zum erstenmale eine genauere und sichere Nachricht über dieses Tabelland nach West-Europa gelangen zu lassen.

Mit dem größten Interesse besichtigte er Klöster und Kirchen und nahm auch Anteil an dem Gottesdienste. So beschreibt er zum Beispiel ein Kirchenfest am Tage Mariä-Himmelfahrt. Die große Kirche war reich geschmückt, der Fürst und sein ganzer Hof nahmen teil an der Feier. Rechts von der Eingangsthüre stand der Zar an der Wand auf seinen Possoch gestützt, den Kalpak in der Hand; seine Räte und Herberstein waren an den Säulen der Kirche verteilt, denn es gab in derselben keine Stühle. Der Patriarch (ein Mann mit so rotem Gesichte, daß er vor einer kirchlichen Feier sich durch Schwefeldämpfe bleich machte, damit er „nicht mehr der Pflege des Bauches als dem Fasten, Wachen und Beten ergeben zu sein

scheine“), umgeben von seiner Geistlichkeit, sprach zuerst einige Gebete, worauf ein Umzug um die Kirche gehalten wurde, in welchem man das Brot zur Kommunion, den offenen Kelch, Bilder der Heiligen u. s. w. unter Gesängen herumtrug. Das Volk lag unterdessen auf der Erde hingestreckt, schlug mit der Stirne den Boden und rief: „Gott erbarme Dich!“ Erst nach dem Umzuge folgte die Messe in der Landessprache.

Auch Vergnügungen wurden den Gesandten vom Zaren im Überflusse geboten, bei denen Herberstein die Eigentümlichkeiten russischer Sitten studieren konnte. Besonders boten Jagden solche Gelegenheiten. Am meisten beliebt waren Hasenjagden. Für eine solche wurde ein ganzer Bezirk mit Netzen umspannt und das Wild durch verschieden gekleidete Treiber aufgescheucht. Der Zar selbst nahm Anteil an der Jagd und so auch die Vornehmsten des Hofes, alle prächtig gekleidet, mit Messern, Dolchen, Streitärten, Streitkeulen oder Bogen und Pfeil bewaffnet. Das Zeichen zur Jagd gab der Zar, welchen Befehl ein Jäger im Galopp zu den anderen brachte. Nun begann mit Geschrei das Treiben. Zeigte sich ein Hase, so wurden 2—5 Hunde hinter ihm losgelassen, die ihn fangen mußten. Berittene Jäger verhinderten das Auskommen der Hasen. Wollte sich lange kein Wild zeigen, so wurden auf ein Zeichen des Fürsten in einem Sacke mitgebrachte Hasen losgelassen, welche „wie im Traume herauskamen und unter den Hunden wie Böcklein oder Kämmer in der Herde herumsprangen“. Das Bestreben jedes Jägers und sein Stolz bestand darin, daß seine Hunde die meisten Hasen erhaschten. Daher durfte dort, wo der

Zar und die Gesandten standen, niemand anderer als diese jagen. Gefährlicher waren die Bärenhegen, bei denen viele Menschen verwundet wurden. Diese Tiere wurden nämlich in eigenen Zwingern gepflegt, und Bauern, nur mit einem Knüttel bewaffnet, mußten zum Vergnügen der Zuschauer mit ihnen ringen. Die Verwundeten wurden dann auf fürstliche Kosten geheilt. Auch Falkenjagden auf Schwäne, Kraniche u. s. w. wurden oft abgehalten; nach jeder Jaqd folgte dann ein Mahl unter Zelten, wobei der Fürst eigenhändig die Süßigkeiten, Zuckerbäckereien, Mandeln, Nüsse und noch anderes verteilte. Die Entlassung der Gäste erfolgte lakonisch durch die Worte: „jetzt gehet!“

Bevor die Gesandtschaft sich zur Abreise rüstete, hatte Herberstein noch eine peinliche Angelegenheit zu ordnen. Er hatte in Krafau einen jungen Menschen, Erasmus Bethmann, einen Sohn reicher Eltern, auf Bitten der letzteren mitgenommen. Dieser ergab sich jedoch dem Trunke und begieng solche Unzukömmlichkeiten, daß ihn Herberstein in Eisen legen ließ. Nun beschloß Bethmann zu fliehen, kaufte im geheimen Pferde und überredete einen Diener Herbersteins und drei Russen, mit ihm nach Mosow zu den Tataren zu flüchten. Sie wurden verfolgt und gefangen genommen. Während sie nämlich nachts beim Feuer lagen, schlichen sich die Verfolger, die schwächer an Zahl waren als die Flüchtlinge, auf dem Bauche zu den in der Nähe weidenden Pferden und trieben sie immer weiter. Wie nun Bethmann und seine Begleiter einer nach dem andern kamen, um die Pferde zurückzutreiben, wurden sie überwältigt und gefangen. Bethmann ver-

suchte noch auf eine andere Art sich Herbersteins Arm zu entwinden, indem er zur russischen Kirche übertreten wollte; doch Herberstein vereitelte all sein Bemühen und brachte den jungen Leichtsinrigen seinen Eltern nach Hause.

Endlich nahmen die Gesandten Abschied vom Zaren. Auch diesmal erhielt Herberstein ein prächtiges Ehrenkleid, jeder der Gesandten 80 Zobelfelle, 200 Hermelinfelle und 1500 Felle Grauwerk. Aber die Freude über diese Geschenke wurde durch die ihnen hiebei mitgetheilte Nachricht getrübt, dass die Türken bis ins Herz von Ungarn vorgedrungen wären.

Am 11. November traten die Gesandten die Rückreise an, hatten jedoch auch diesmal von Kälte und Schneestürmen sehr viel zu leiden, so dass Herberstein vor Grodno seine erfrorene Nase nur dadurch rettete, dass er sie auf den Rat des russischen Wirtes gleich stark mit Schnee rieb; mehreren Personen von seinem Gefolge erfroren Hände und Füße, wieder andere wurden krank. Auf dem Wege hatten sie in Wilna auch die Nachricht erhalten, der junge König Ludwig von Ungarn sei von den Türken bei Mohacs geschlagen worden und selbst im Kampfe gefallen.

Diese Nachricht eröffnete Herberstein eine ganze Welt von Plänen; jetzt musste nämlich, weil Ludwig keine Kinder hinterlassen hatte, der Vertrag Vladislaws und Maximilians wegen der Nachfolge der Habsburger in Kraft treten, und Ferdinand als König von Böhmen und Ungarn nachfolgen. Der gewiegte Staatsmann verbarg sich aber nicht die Schwierigkeiten, die das in Ungarn verursachen würde, wo die Partei Zapolhas zu mächtig

war. In Böhmen standen die Sachen zwar günstiger, doch gab es auch hier eine, freilich schwache Partei, die den König von Polen als einen Jagellonen gerne auf dem Thron gesehen hätte. Als Herberstein am 12. Januar in Krakau ankam, sieng er allsogleich zu Gunsten seines Herrn an vorzuarbeiten, um alle entstehenden Hindernisse im Vorhinein zu entfernen. Das gelang auch vollkommen, so dafs er in Prag, wo er am 24. Oktober anlangte, Ferdinand nicht blos das günstige Ergebnis der russischen Reise, sondern auch die Bereitwilligkeit Polens zur Unterstützung seiner Ansprüche melden konnte. Hier in Prag war er nun auch anwesend bei der Ausrufung Ferdinands zum böhmischen Könige; denn diesen Teil des Wladislaw'schen Vertrages hatten die böhmischen Stände schon eingelöst, indem sie Ferdinand am 23. Oktober 1526 zum Könige gewählt hatten und ihn am 24. Februar 1527 mit seiner Gemahlin zu Prag krönten. Und seit dieser Zeit blieb die böhmische Krone auf dem Haupte der Habsburger bis auf die Gegenwart. Es war das ein großer Gewinn für unser Kaisergeschlecht; denn zu Böhmen gehörte damals auch Mähren und ganz Schlesien (welches gegenwärtig zwischen Osterreich und Preußen geteilt ist), und Prag war eine der reichsten und schönsten Städte Deutschlands. Bezeichnend in dieser Hinsicht sind die Worte des russischen Gesandten, der Herberstein nach Prag begleitet hatte und zu diesem sich über die Stadt folgendermaßen äußerte: „Das ist nicht eine Burg, das ist nicht eine Stadt, das ist ein Königreich, und es ist etwas Großes, ein solches Königreich ohne Blutvergießen zu erhalten.“

Nach so vielen Strapazen begannen aber die Kräfte Herberstein den Dienst zu versagen, so daß er um einen Urlaub zur Herstellung seiner Gesundheit bitten mußte. Der König Ferdinand bewilligte ihm denselben bereitwilligt; bevor er ihn aber entließ, stattete er ihm öffentlich in feierlicher Weise dreifachen Dank ab: erstens für Beendigung der Friedensverhandlungen in Moskau, zweitens für seine Wirksamkeit in Polen und endlich für sein Anerbieten, trotz seiner Kränklichkeit gleich wieder eine Reise nach Polen anzutreten. — Zu dieser hatte sich nämlich Herberstein, als sie notwendig schien, gleich bereit erklärt; doch hatte er schon so vorgearbeitet, daß sich eine Gesandtschaft als überflüssig erwies. Nun verließen ihn seine Kräfte wirklich, und er mußte in Wien vier Wochen liegen bleiben, bis er sich vollständig erholen konnte.

## 6. Die Verhältnisse in Ungarn und Herbersteins Wirksamkeit bis zum Jahre 1541.

Unterdessen waren aber gefahrdrohende Wolken über König Ferdinand in Ungarn heraufgezogen. Die Partei Zapolyas benützte nämlich den plötzlichen Tod Ludwigs, um in den hiedurch entstandenen Wirren die ehrgeizigen Pläne ihres Hauptes durchzuführen. Ohne Rücksicht auf den Erbvertrag des Jahres 1515 wählten sie Zapolya auf dem Reichstage zu Stuhlweißenburg am 10. November 1526 zum Könige; dagegen riefen auf Andringen der Königin-Witwe ihre Anhänger den Erzherzog Ferdinand zum Könige aus. Kaiser Karl versuchte zu vermitteln,

doch alle seine Vorschläge wurden wieder verworfen, ja Zapolya schloß sogar mit dem Erbfeinde der Habsburger, Frankreich, ein Bündnis gegen Karl und Ferdinand, in welches Frankreich um so eher einwilligte, als es schon seit dem Regierungsantritte Karls mit diesem im Kampfe um Mailand und Burgund stand. Überhaupt ist dieses Reich zu jeder Schädigung der Habsburger bereit, seit diese durch Erwerbung der spanischen Monarchie, zu welcher damals in Europa die Niederlande (das heutige Belgien und Holland), Mailand und Neapel, in Amerika die neuentdeckten unermesslichen Länder in Mittel- und Südamerika gehörten, Frankreich von allen Seiten mit ihrem Besitze umschlossen, so daß es nach keiner Richtung hin auf Erweiterung seiner Macht denken konnte, ohne auf die Habsburger zu stoßen. Zu diesem natürlichen Feinde Karls und Ferdinands nahm nun Zapolya seine Zuflucht; noch gefährlicher war aber der zweite Bundesgenosse, den er sich suchte, nämlich der Türke. Auch mit diesem wurde ohne Rücksicht auf die Gefahr, welche hiedurch dem Christentum und der christlichen Kultur des gesammten Abendlandes drohte, ein Bund geschlossen. Bevor jedoch noch Zapolya vollkommen gerüstet war, ließ schon Ferdinand, Ende Juli 1527, ein Heer von 21.000 Mann in Ungarn einrücken, welches Raab, Preßburg, Neutra, Komorn, Gran 2c. unterwarf und Zapolya zur Flucht aus Siebenbürgen zwang. Ferdinand wurde zu Stuhlweißenburg am 3. November zum Könige von Ungarn gekrönt. Das Glück war ihm auch weiterhin günstig — auch Siebenbürgen fiel von Zapolya ab, der nun nur mehr in Ober-Ungarn eine Stütze fand. Weil es aber

vorauszusehen war, daß die mit Zapolya verbündeten Türken nicht lange mehr mit einem Einfalle in Ungarn zögern würden, so ließ Ferdinand den Prätendenten auch in Oberungarn angreifen, und bei Szina, unweit Kaschau, errang Johann Kazianer, Herbersteins Schwestersohn, einen vollständigen Sieg über denselben, der Zapolya zur Flucht nach Polen zwang. Es kam nun alles darauf an, daß der König von Polen ihn nicht unterstütze, weil sonst Ferdinand von zwei Seiten, im Süden durch die Türken, im Norden von Zapolya wäre angegriffen worden.

Eine Gesandtschaft gieng deshalb nach Polen ab, in welcher wiederum Herberstein die eigentliche Führung der Geschäfte hatte. Zu Petrikau (Piotrkow, südwestlich von Warschau), wo ein Reichstag gehalten wurde, trafen die kaiserlichen Gesandten und die des Woiwoden Zapolya („Janusch Wehda“ von Herberstein genannt) zusammen. Die polnischen Edlen neigten sich vielfach dem Zapolya zu, weil er früher als Ferdinand Ungarn in Besitz gehabt habe, indem sie erklärten: „selten überkame man ein Reich durch Gerechtigkeit“; aber Herberstein gewann doch die Oberhand beim Könige, so daß dieser seine Unterstützung dem Woiwoden versagte. Daß dieser Erfolg nur ein Verdienst Herbersteins war, ersieht man daraus, daß seine Mitgesandten sogar eifersüchtig wurden auf seine geheimen Unterhandlungen mit dem Könige, bis dieser endlich erklärte, Herberstein habe geheime Instruktionen vom Kaiser, nach denen er unterhandle. — Auf der Rückreise entgieng Herberstein nur durch Zufall dem Tode. Der früher erwähnte Nikolaus Tschaplitz, welcher seine Rache an Herberstein bisher nicht hatte fühlen können,

lauerte ihm nämlich auf, um ihn zu mißhandeln. Aber der Gesandte hatte zufällig den längeren Weg eingeschlagen, so daß der Raubritter umsonst auf dem gewöhnlichen kürzeren ihn erwartete. „Da hat mich gewißlich mein Engel geführt,“ ruft Herberstein hiebei aus.

Zapolya hatte indessen bei den polnischen Großen Unterstützung gefunden, hatte ein neues Heer von 4000 Mann gesammelt und war mit diesem in Oberungarn eingefallen. Kurz vorher hatten auch seine Anhänger bei Saros-Patak über Ferdinands Truppen gesiegt, so daß nun seine Partei neuerdings in Oberungarn, Kroatien und Siebenbürgen die Oberhand gewann. Das westliche Ungarn hielten Ferdinands Truppen besetzt — doch nicht für lange. Denn schon war der Sultan Soliman im Anzuge.

Am 20. Juli 1528 empfing dieser auf den Feldern bei Mohacs, wo noch kurz vorher das Blut des Königs und seines Volkes im Kampfe gegen die Türken geflossen war, die Huldigung und den Handkuss Zapolyas, der somit sein Vaterland dem Ehrgeiz und dem Haffe opferte. Hier wurde auch dem Sultan die von Zapolyas Partegenossen aufgefangene ungarische Krone eingehändigt. Und nun gieng es im steten Siegeslaufe, unter Morden und Sengen gegen Ofen. Am 9. September mußte die Festung kapitulieren, und Zapolya wurde hier vom Sultan auf den Thron der Arpaden gesetzt. Die ungarischen Großen, darunter selbst Bischöfe und der Erzbischof von Gran huldigten dem Sultan in dessen Lager mit einem Handkusse, ja sie dienten ihm sogar als Wegweiser nach Oesterreich. Alle festen Plätze auf diesem Wege,

mit Ausnahme von Preßburg, ergeben sich den Türken, und am 27. September lagerte Soliman bei Simmering vor Wien. Von hier aus streiften seine Truppen allerwärts hin längs der Donau bis an die Enns, und südlich bis zur steierischen Grenze, plünderten und verbrannten Dörfer und Städte, töteten die Einwohner und schleppten eine solche Menge derselben als Gefangene fort, daß Niederösterreich fast zwei Dritteile seiner Bevölkerung verlor. Dasselbe Schicksal stand Deutschland bevor, wenn Wien fiel.

Ferdinand hatte deshalb schon 1527 die Stände Niederösterreichs zusammenberufen, um ihnen die Größe der Gefahr auseinanderzusetzen; aber die kostbarste Zeit gieng hiebei mit nutzlosem Gerede verloren, jeder glaubte die Bedrängnis des Erzherzogs zu seinem Vorteile ausbeuten zu sollen, und als endlich beschlossen wurde, ein Hilfskorps an der Grenze aufzustellen, blieb doch die Ausführung weit hinter dem Beschlusse zurück. Dasselbe war der Fall in Deutschland. Hier lähmten wieder die religiösen Spaltungen die Kraft des Kaisers, und die Reichstage giengen resultatlos auseinander. Deshalb konnte auch Ferdinand den Vorstoß der Türken gegen Wien nicht aufhalten. Desto mehr Mühe war auf Befestigung dieser Stadt verwendet worden. Man hatte sogar, um Geld herbeizuschaffen, einen Teil des Kirchenschatzes bei St. Stefan verkauft. Die umliegenden Ortschaften mußten bei den Festungsbauten mithelfen, und als die Türken nahten, wurden alle Vorstädte niedergerissen, damit der Feind sich nicht hinter den Häusern schützen könne. Trotz aller Mühe war jedoch Wien in keinen

besonders guten Verteidigungsstand gesetzt; denn die Mauern waren kaum 6 Fuß dick und nur 2—3 Klafter hoch, so daß sie leicht mit Leitern erkliegen werden konnten. Nur die Hauptthore waren stärker geschützt, am meisten das alte Kärntnerthor. Zur Verteidigung wurden alle waffenfähigen Bewohner der Stadt und der Vorstädte aufgeboten, zu denen sich die aus Ungarn zurückweichenden Truppen, 20.000 Mann Fußvolf und 2000 Reiter an der Zahl, gesellten. Der Hof übersiedelte wenige Tage vor dem Eintreffen der Türken nach Linz. Diesem Beispiele folgten die meisten reichen Stadträte, von denen nur drei beim Bürgermeister blieben. Der Oberbefehl wurde dem Führer der Reichstruppen, welche zum Entsatz heranzogen, dem Pfalzgrafen Friedrich vom Rhein übertragen; neben ihm kommandierte in der Stadt der greise und erfahrene Niklas von Salm. Das türkische Belagerungsheer schloß nun mit 16 Lagern von Simmering bis Rufschorf die Stadt ein; das Hauptlager Solimans mit seinem kostbaren Zelte stand bei Ebersdorf. Dreimal forderte der Sultan die Stadt zur Übergabe auf; doch umsonst. Da ließ er sie beschießen und die Wälle stürmen; doch auch dieses vergeblich. — Endlich, am 14. Oktober, wurde der Hauptangriff mit aller Macht gegen das Kärntnerthor unternommen, um welches herum die Mauern stark zerschossen waren. Schon stand ein Janitschare auf dem Walle und pflanzte den Rossschweif auf, als sich zwei Soldaten ihm entgegen warfen, ihn in den Graben stürzten und mit ihren Leibern die Bresche schützten, bis Hilfe kam. So wurde auch dieser Angriff abgeschlagen, und nun gab Soliman den Befehl zum

Aufbruche, nachdem er früher noch 2000 christliche Gefangene niedermetzeln und Bauern und Priester in das Feuer der brennenden Zelte hatte hineinwerfen lassen. Die österreichischen Heere zogen ihm nach Ungarn nach und errangen hier einige Vorteile; aber die von Roggen-  
dorf im Oktober 1530 unternommene Belagerung Ofens, wo Zapolya eingeschlossen war, mißlang, und der nahende Winter, Mangel und Krankheiten im Heere zwangen die Österreicher zum Rückzuge.

In dieser Zeit des Schreckens und der allgemeinen Wirren, wo es sich um den Bestand der neuen habsburgischen Linie und hiemit um das künftige Österreich handelte, war Herberstein unablässig thätig. Es lag nämlich dem Könige Ferdinand alles daran, sich Polens zu versichern, damit Zapolya hier keinen Rückhalt finde. Aber die Sache war insoferne etwas schwierig, als der König von Polen schon bei der böhmischen Königswahl ursprünglich sich selbst um die Krone beworben hatte, und auch mit dem durch Herberstein vermittelten russischen Friedensvertrage nachträglich unzufrieden geworden war, abgesehen davon, daß er durch seine erste Gemahlin ein Schwager Zapolyas war, und daß letzterer eine starke Partei am polnischen Hofe besaß. Es war nun natürlich, daß man zu diesen Unterhandlungen den ebenso treuen als geschickten Herberstein wählte, auch schon deshalb, weil er die Verhandlungen mit Polen seit jeher geleitet hatte. Doch vergeblich reist der kaum von einer Todeskrankheit genesene Gesandte dreimal nach Polen. Je größere Fortschritte Soliman macht, desto höher steigt der Einfluss der ungarischen Partei am polnischen Hofe,

desto mehr zieht sich der König von Oesterreich zurück. Da Herberstein selbst wird von Muehelnord bedroht; aus der königlichen Burg wird einmal ein schwerer Stein nach ihm geworfen, dem er nur durch glücklichen Zufall ausweicht. Als aber die Türken von Wien abziehen und die österreichischen Heere wieder in Ungarn einfallen, da übernimmt endlich Sigismund von Polen die Vermittlung zwischen Ferdinand und Zapolya.

In den langwierigen Verhandlungen hierüber ist es nun wieder Herberstein, der seinen Herrn vertritt. Es wird eine Zusammenkunft der Gesandten in Breslau vorgeschlagen, doch die Abgeordneten Johannis kommen nicht dahin. Auf einer zweiten Zusammenkunft in Posen wird auch nichts erzielt, weil die ungarischen Gesandten einen Brief Solimans vorzeigen, worin dieser erklärt, es nicht zu lassen zu wollen, daß dem Zapolya auch nur eine Handbreit von Ungarn genommen werde. Erst im Jahre 1531 langten endlich von Ungarn Vorschläge zu einem Waffenstillstande ein, der auch in Blindenburg (Bissegrad an der Donau, zwischen Gran und Waizen) unter Vermittlung Herbersteins abgeschlossen wurde; über einige strittige Punkte sollte der König von Polen als Schiedsrichter entscheiden, so daß Herberstein noch einmal nach Polen reisen mußte, bis endlich alles geschlichtet ward. Ferdinand mußte dem Zapolya Ost-Ungarn und Siebenbürgen als selbständigen Besitz zugestehen. Während dieser Verhandlungen war jedoch ein engerer Anschluß Polens an Ferdinand erfolgt, zu dessen Kräftigung eine Heirat zwischen dem Sohne des polnischen Königs und der ältesten Tochter Ferdinands schon bei der Zusammenkunft in Posen ver-

abredet worden war. Für so viele Mühen und so viele Erfolge wurde nun Herberstein dadurch belohnt, daß er im Jahre 1531 für sich und seine Familie den Freiherrntitel bekam.

Noch mehr aber als dieser ehrte ihn das Vertrauen seines Herrn; kein öffentliches oder irgendwie wichtiges Geschäft kam mehr ohne ihn zustande, so daß er sich fortwährend auf der Reise befand. Man muß nur seinen stählernen Körper bewundern, der alle diese Strapazen ertrug, da ihm zum Ausruhen oft nur drei bis vier Tage gegönnt waren. Dabei war er auch am Hofe thätig; er war Mitglied der Kommission zur Bestimmung der Staats- und Hofausgaben für Böhmen, Beisitzer des Kriegsrates, Präsident der österreichischen Kammer u. a. m.

Im Jahre 1534 war er als vorzüglichster diplomatischer Unterhändler in dieser Angelegenheit Zeuge der Unterwerfung des Herzogs Ulrich von Württemberg zu Raaden. Dieser tyrannische Herzog war nämlich wegen eines Mordes geächtet und sein Land eingezogen worden. In dem Brüsseler Vertrage 1522 hatte der Kaiser Karl seinem Bruder Ferdinand Württemberg als Lehen verliehen, und Herberstein war schon von Brüssel aus zur Besitznahme des Landes hingereist. Herzog Ulrich fand jedoch Unterstützung bei den protestantischen Fürsten Deutschlands; Landgraf Philipp von Hessen fiel mit einem Heere von 20.000 Mann in Württemberg ein, und da sich die vorzüglichsten Plätze ergaben, führte er den Herzog Ulrich zurück in das Land. Dieser offene Landfriedensbruch war mit Hilfe Frankreichs geschehen, welches, wie schon oben erwähnt, alle Feinde

des Kaisers unterstützte, trotzdem es erst unlängst einen Frieden mit Karl geschlossen hatte. Nun war aber Karl in Deutschland mit der Unterdrückung des Protestantismus beschäftigt; die Küsten des Mittelmeeres wurden von Seeräubern geplündert, die Türken drangen wieder in Ungarn vor, so daß er nicht auch noch einen neuen Krieg mit Frankreich anfangen konnte; deshalb gieng Ferdinand den Vertrag zu Raaden ein, demzufolge Ulrich für sich und seine Nachkommen Württemberg als österreichisches Lehen erhielt mit dem Vorbehalte des Rückfalles an Oesterreich beim Aussterben seiner Linie.

Die meiste Anstrengung kosteten aber Herberstein wiederum die Verhältnisse in Ungarn. Es wurden hier nämlich seit dem Waffenstillstande des Jahres 1531 Verhandlungen gepflogen und Zusammenkünfte gehalten, zu denen er stets hin- und herreisen mußte. Doch alles war umsonst, da Soliman die Zerwürfnisse unter den Adelparteien Ungarns nährte. Endlich kam es zu neuem Kriege, und im Juli 1532 brach der Sultan mit 215.000 Mann gegen die deutsche Grenze auf. Der Schrecken in Oesterreich war groß; noch waren die Wunden nach dem ersten Türkeneinfalle nicht verheilt, und schon drohte wieder Raub, Mord, Brand und alle Gräucl eines neuen Türkensrieges. Auch in Wien rüstete man sich wieder. Der Rest der Kirchenschätze wurde veräußert und die neugebauten Häuser in den Vorstädten wieder niedergewissen. Auch hier war unser Herberstein unablässig thätig und hatte „viel Arbeit jederzeit, in und außer der Stadt“. Bedoch die Befürchtung war glücklicherweise unnütz gewesen; denn eine kleine Festung in Süd-Ungarn,

Güns, widerstand unter Führung des tapferen Niklas Jurischitz mit nur 700 Mann 12 Stürmen der Feinde, bis endlich Soliman den Rückzug über Steiermark antrat. Denn es hatte dieser Widerstand der kleinen Schar es Karl ermöglicht, rasch sich mit den Protestanten in Deutschland zu versöhnen, und eine Reichsarmee von 80.000 Mann bis vor Wiener-Neustadt zu bringen; auch hatte die spanische und italienische Flotte im Mittelmeere glücklich gegen die türkische gekämpft. Den Unmut über seinen Rückzug ließ nun Soliman auf Steiermark aus. Graz und Marburg widerstanden zwar, doch die offenen und kleineren Orte wurden überall durch Streifcorps verwüstet und verbrannt, die Einwohner erschlagen oder gefangen fortgeschleppt.

Sobald Herberstein davon vernimmt, stellt er augenblicklich seine Waffen dem Vaterlande zur Verfügung und kämpft tapfer mit, bis der letzte Türke Steiermark verlassen hat. Endlich gab Soliman Ferdinands Friedensvorschlägen Gehör. Es kam zuerst ein Waffenstillstand mit den Türken, dann ein Friede mit Zapolya zustande (zu Großwardein 1538), demzufolge Karl und Ferdinand ihn als König von Ungarn anerkannten und ihm Siebenbürgen überließen. Slavonien und Kroatien verblieb Ferdinand; in Ungarn sollte jeder das behalten, was er gerade besaß. Nach dem Tode Zapolyas sollte aber Ungarn mit allen seinen Nebenländern an Ferdinand zurückfallen, selbst wenn Zapolya einen Sohn hinterließe.

Ungeachtet dieses Vergleiches nahmen jedoch die Unruhen in Ungarn stets zu; die einzelnen Parteien beschdten einander aufs heftigste, veranstalteten eigenmächtig Versammlungen, und die Partei Zapolyas ver-

letzte den Waffenstillstand unaufhörlich. Da hatte nun Herberstein, um die Parteien zu überwachen und Streitigkeiten zu schlichten, hin- und herzureisen, nach Ungarn und nach Polen, dessen König als Bürge des Friedensvertrages zu Großwardein auch seine Mitwirkung zur genaueren Durchführung desselben leihen sollte, statt dessen jedoch seine Tochter Isabella mit Zapolya vermählt hatte. Mitten unter allen diesen Verhandlungen und Parteistreitigkeiten starb Johann Zapolya am 22. Juli 1540.

## 7. Herbersteins Thätigkeit in Ungarn nach dem Tode Johann Zapolyas.

Die österreichische Partei hatte gehofft, mit dem Tode Johann Zapolyas werde Ruhe und Frieden in Ungarn einziehen, und der Türke hiedurch für immer von Ungarn und von den Grenzen der österreichischen Erblande ferngehalten werden, weil nun Ferdinands Nachfolge unzweifelhaft feststand, und die vereinigte österreichische und ungarische Macht hinreichend schien, die Türken erfolgreich abzuwehren. Dieses lag jedoch weder in den Plänen der Partei Zapolyas, welche lieber ihr Vaterland den Türken öffnen als ihre Macht einbüßen wollte, noch in denen Solimans, welchem die Streitigkeiten in Ungarn stets willkommenen Vorwand zum bewaffneten Eingreifen in dieselben boten. Nun hatte Zapolya auf seinem Totenbette, ungeachtet des Vertrages mit Ferdinand, seinen erst 14 Tage alten Sohn, Johann Sigismund, seiner Partei zum Könige empfohlen, und diesen ließen daher seine Vormünder, der Bischof Martinuzzi und Petr Petrovich,

zu Rakos (ein Ort in der Nähe von Pest, wo die Volksversammlungen gehalten wurden, weswegen diese selbst auch „Rakosch“ genannt werden) vor dem versammelten Volke als solchen ausrufen. Soliman nahm sich gleichfalls seiner an und erklärte ihn für den rechtmäßigen König von Ungarn, ließ auch allsogleich seine Truppen in das Land einfallen, um es zu besetzen. Unterdessen verlangte Ferdinand von Zapolhas Witwe, Isabella, einer Tochter Sigismunds von Polen, die Herausgabe Siebenbürgens und Ost-Ungarns, sowie der königlichen Insignien, wie es der Vertrag von Großwardein bestimmt hatte. Diese verweigerte jedoch alles und schloß sich mit ihren Räten, ihrem Kinde und den Kroninsignien in Ofen ein, so daß Ferdinand zur Belagerung dieser Festung schreiten mußte. Der Besitz der Stadt hatte aber auch eine weitere Bedeutung. Isabella wollte dieselbe nämlich den Türken überlassen, denen hiedurch der Weg nach Wien wieder offen gestanden wäre. Deshalb wurde auch Herberstein mit dem Grafen Picus von Mirandola an Isabella abgesandt mit voller Macht „auf alle ehrliche und ziemliche Weise zu handeln“, um Ofen der Christenheit zu retten. Doch die Partei Zapolhas verweigerte jede Unterhandlung, so daß die Gesandten, ohne nur gehört zu werden, nach Wien zurückkehren mußten.

Auch die zweimalige Belagerung Ofens führte zu keinem Resultate, da die Türken zum Entsatze heranzrückten. Der kaiserliche Befehlshaber Roggendorf wurde genötigt, das Heer über die Donau zurückzuführen, denn große Schwärme ungarischer Reiterei im Vereine mit den Türken drohten ihn zu umzingeln. In der Nacht des

21. Augusts sollte der Übergang bewerkstelligt werden; aber da brach alles Unglück, welches ein Heer im Rückzuge treffen kann, über die deutsche Armee herein. Ein heftiger Sturm riß mehreremal die Schiffbrücken weg, und die hilflosen Truppen wurden nun von der Besatzung und von der türkischen Macht zugleich überfallen und ganz aufgerieben. Alles Geschütz sammt Munition und der ganze Proviant, sowie eine Menge Schiffe und Schiffsmaterial fiel im Lager und in Pest den Feinden in die Hände. Am 26. August lagerte Soliman selbst mit seinem Heere in Alt-Ofen, besetzte Ofen, behielt es auch in seiner Hand und machte es zur Hauptstadt der türkischen Herrschaft in Ungarn.

Nun dachte alles zwischen Pest und Wien an die Flucht, denn es konnte Soliman nicht mehr aufgehalten werden, wenn er sich gegen Osterreich wenden wollte. Zugleich hatte aber ein noch weit furchtbarer Feind Einzug gehalten in Ungarn und Osterreich, nämlich die Pest, welche so wütete, daß sie in Wien allein 40.000 Menschen hinraffte. Da entschloß sich Ferdinand, den Sultan um Frieden, oder wenn für diesen zuviel gefordert würde, wenigstens um einen längeren Waffenstillstand zu bitten. Für diese wichtige und gefährvolle Sendung wurde wiederum Herberstein ausersehen, dessen Geschick, Treue und Unererschrockenheit die fürstliche Familie in den bedeutendsten und schwierigsten Verhandlungen kennen gelernt hatte. Der König Ferdinand berief ihn am 28. August zu sich nach Wiener-Neustadt und bat ihn die Reise zu unternehmen. Schon aus letzterem Umstande ist zu ersehen, wie gefährvoll dieses Geschäft



war. Nicht bloß daß der Weg durch verpestete Gegenden führte, es mußte jeder Gesandte noch auf Demüthigungen, ja sogar auf Mißhandlungen von Seite des übermüthigen, rohen Siegers gefaßt sein. Doch Herberstein kannte nur den Vorteil seines Herrn und nahm an. Die Wahl eines Begleiters wurde ihm freigestellt, und er bestimmte als solchen einen Grafen Nikolaus von Salm.

Von Segenswünschen und Befürchtungen des Hofes und seiner Freunde begleitet, machte er sich am 2. September auf den Weg und fuhr zu Schiffe in fünf Tagen bis in die Gegend des türkischen Hauptquartiers vor Ofen. Bevor die Gesandten ans Land stiegen, kam zu ihnen ein türkischer Dragoman (Dolmetscher), der Sohn eines Wiener Krämers, um ihnen beim Verkehre mit den Türken zu dienen. Abends desselben Tages wurde ihnen noch ein Tschausch Pascha mit vielen Soldaten bis an die Donau entgegengeschickt, der sie zu Pferde in das Lager brachte und ihnen ein großes mit Teppichen ausgeschmücktes Zelt zur Wohnung anwies; hier mußten sie jedoch ihr Nachtmahl aus dem vom Schiffe mitgebrachten Vorrathe halten, da der Oberbefehlshaber, Rustem Pascha, sich entschuldigte, er habe nicht genau den Tag ihrer Ankunft gewußt und deshalb auch nichts vorbereitet. Am nächsten Tage machten sie ihre Aufwartung bei Rustem, immer vom Dolmetsch begleitet, der zuerst vor dem Pascha niederkniete, dann sich aber auf seine gekreuzten Füße neben sie setzte. Als sie den Zweck ihrer Reise mitgeteilt hatten, mußten sie noch zu Mehemed Pascha, dem Sieger über Roggendorf, um ihm ihre Verehrung darzubringen und um seine Verwendung zu bitten. Beiden

Paschas wurden hiebei kostbare Geschenke übergeben. Am 8. September wurden die Gesandten plötzlich vor den Sultan beschieden.

Ihr Weg führte durch das ganze Heerlager zwischen zwei Reihen türkischer, in voller Ausrüstung stehender Reiter, welche von den Gesandten auf des Dolmetschers Anweisung durch Neigen des Kopfes begrüßt wurden, was sie höflich erwiderten. Vor einem schönen Zelte, etwa zwei Büchsenchuß weit von dem Zelte des Sultan mußten sie absteigen und warten. Nach einiger Zeit wurden sie in ein Zelt geführt, welches an das des Sultans angrenzte. Hier fanden sie Rustem Pascha, Mehemed Pascha und Mehemed Bey, die obersten Würdenträger des Heeres, auf niedrigen Stühlen sitzend. Das Zelt selbst hatte zwei Ausgänge. An der nach außen führenden Thüre saß auf einem viereckigen Teppiche der Kanzler, an der zweiten, welche in das Zelt des Sultans sich öffnete, standen zwei türkische Rechtsgelehrte. Als die Gesandten eintraten, erhoben sich alle zu ihrer Begrüßung; dann wurden ihnen Stühle, den Paschas gegenüber, hingestellt, auf denen sie Platz nahmen. Während sie sich nun mit Hilfe des Dolmetschers mit den Paschas unterredeten, wurde ein niedriger, weißgedeckter Tisch hereingebracht, auf den man eine weiße „Zinnplatte“ mit länglichen Brödchen stellte. Jedem der Paschas und der Gesandten wurde dann eine, „nicht weiße aber saubere“ Serviette über den Schoß gebreitet, und zwischen sie dann eine irdene grüne Schüssel gesetzt, in welcher sich kleine Stücke Fleisch befanden. In diese griff nun nach türkischer Sitte ein jeder mit den Fingern und aß, was er mochte. So wurden acht oder neun Gerichte herein-

gebracht und verzehrt; auch der Kanzler und die beiden Rechtsgelehrten wurden auf gleiche Weise bewirtet. Nach der Mahlzeit wurden die Gesandten endlich über den Platz vor den Zelten, durch Gruppen von Janitscharen hindurch zu dem Zelte des Sultans geführt. Dieses bestand aus zwei Abteilungen. In der ersten waren die Diener des Sultans und hinter einem Vorhange seine Frauen, in der zweiten der Sultan selbst. Dieser saß auf einem goldschimmernden Divan („eine Art von Bettstatt“, wie Herberstein meint), vor ihm standen Rustem und Mehemed Pascha, zu beiden Seiten zwei Hofbediente mit langen silbernen Stäben. Die beiden Paschas führten nun einen der Gesandten nach dem anderen bei den Armen zu dem Sultan, dessen rechte, auf dem Knie liegende Hand die Deutschen küssen mußten. Als sie wieder auf ihren Plätzen standen, fragte der Sultan: „Was sagen diese, was wollen sie?“ — worauf Herberstein sein Begehren vortrug, nachdem er zuerst die mitgebrachten Geschenke, die vor dem Zelte so standen, daß sie der Sultan sehen konnte, aufgezählt hatte. Als er geendet, fragte Soliman: „Haben sie nichts mehr zu sagen?“ worauf er sie mit den Worten entließ: „Laß sie gehen.“ Daraufhin verbeugten sich die Gesandten und entfernten sich.

Am nächsten Tage mußten sie nun mit Rustem Pascha unterhandeln. Da ihre Anträge annehmbar erschienen, erhielten sie darauf vom Sultan jeder zwei türkische Röcke und fünf Stücke Seidenzeug sowie jeder 5000 Asperrn; auch ihr Gefolge wurde mit Seidenzeug beschenkt. In dem neuen Gewande erschienen sie darauf wieder vor dem Sultan unter demselben Ceremoniel wie früher,

nur daß sie lange warten mußten, bevor derselbe gespeist hatte. Hierbei staunte Herberstein vorzüglich über die Menge goldener Schüsseln, auf denen das Essen dem Sultan in sein Zelt getragen wurde. Beim Handkusse geschah es nun Herberstein, daß er sich wegen furchtbarer Schmerzen im Rückgrate nicht bis zur Hand des Sultans blicken konnte. Da rief er dem Rustem, welcher ein geborener Slovene oder Kroat war, „windisch“ zu, er möge ihm helfen. Doch dieser rührte sich nicht. Der Sultan aber verstand seine Worte und hob selbst die Hand so hoch, daß sie Herberstein mit dem Munde berühren konnte. Übrigens erhielten sie auch bei dieser Audienz keine entscheidende Antwort. Damit sie sich aber einen Begriff über die Macht der Türken bilden könnten, wurden sie im ganzen Heerlager herumgeführt und ihnen Schiffe, Geschütze und die fast unermessliche Truppenmenge gezeigt, wobei Rustem sich mit Herberstein „windisch“ unterhielt.

Am 11. September endlich ließ sie Rustem zu sich hoken, nahm zwei in Goldstoff eingenähte Schreiben, drückte diese zuerst an seinen Mund, dann an seinen Turban und sprach zum Grafen Salm: „Gib diesen Brief niemand anders als Deinem Herrn.“ Damit waren die Unterhandlungen beendet. Die Gesandten rüsteten sich zur Abfahrt, mußten aber zuerst noch eine Menge Leute mit Geld betheilen, welche sich an sie um einen Bakschisch (Trinkgeld) drängten. Am 12. September traten sie den Rückweg an, zuerst zu Schiffe bis Pressburg, von da zu Wagen nach Graz, wo Ferdinand weilte. Die ganze Gegend, durch die sie fuhren, war von der Pest entvöl-

fert; oft mußten sie in Häusern übernachten, die mit Kranken und Sterbenden angefüllt waren, und nur wie durch ein Wunder entgingen sie der Ansteckung.

Der Zweck der Gesandtschaft war erreicht; der Sultan hatte in einen Waffenstillstand eingewilligt, und die Erblande, sowie West-Ungarn waren von der drohenden Gefahr befreit.

Wol durfte Herberstein mit Stolz auf diesen Erfolg blicken, welcher einzig und allein ihm zu verdanken war; doch die vielen Anstrengungen und unaufhörlichen Reisen hatten andererseits seine Gesundheit so zerrüttet, auch war er bereits so alt geworden, daß er mit Recht im Jahre 1542 die Bitte stellen durfte, man möge ihn für die Zukunft von ferneren beschwerlichen Diensten entheben. In den ehrenvollsten Ausdrücken des Dankes für seine bisherigen aufopfernden Dienste wurde ihm auch dieses Versprechen von Ferdinand gegeben.

### 8. Herbersteins letzte Lebensjahre.

Trotz des gegebenen Versprechens Ferdinands verfloßen die letzten Lebensjahre Herbersteins nicht in Muße und Ruhe. Der Gefahren, welche damals dem habsburgischen Hause drohten, gab es zu viele, und seine Thätigkeit war so schwer zu entbehren, daß er bis zum Jahre 1553 fortwährend mit Geschäften überhäuft wurde. Jedes Jahr bringt ihm ein neues Amt, ein neues Geschäft; er muß im Kriegsrathe, in der Kammer, als kaiserlicher Kommissär in dem niederösterreichischen Landtage

unausgesetzt thätig sein, ja selbst beschwerlichen Reisen muß er sich unterziehen im Interesse seines Fürsten, nach Ungarn sowol wie nach Polen.

In Ungarn war nämlich der Krieg bald wieder losgebrochen, und erst im Jahre 1547 ein fünfjähriger Waffenstillstand mit Soliman abgeschlossen worden, wofür sich Ferdinand zu einem jährlichen Tribute von 30.000 Dukaten verstehen mußte. Doch führte auch dieses zu keinem definitiven Frieden, und schon im Jahre 1551 wurde deshalb Herberstein eine neue wichtige Mission übertragen, in Folge derer er eine mühevolle Reise durch Ungarn bis über die Theiß nach Bathor, einer Besizung des Grafen Andreas Bathory, unternehmen mußte.

Soliman hatte nach der Besetzung Ofens im Jahre 1541 Isabella Zapolya mit ihrem Sohne und dessen Vormündern nach Siebenbürgen geschickt, welches Land nebst dem östlich von der Theiß gelegenen Teile von Ungarn er dem jungen Johann Sigismund Zapolya als eigenes Fürstentum überließ. Nun war aber das Bemühen der Pforte darauf gerichtet, auch diese Länder einzuziehen, so daß der Pauliner Mönch Georg Martiniuzzi, Bischof von Großwardein und erster Vormund des jungen Fürsten, mit dem kaiserlichen Feldhauptmann Niklas von Salm in Unterhandlungen trat, um dem Plane der Türken zuvorzukommen. Freilich leiteten ihn hiebei auch niedrigere Beweggründe, als die Sorge für seinen Mündel. Er konnte sich nämlich weder mit der Königin-Mutter, noch mit seinem Mitvormunde, Petr Petrovich, vertragen, da er zu ehrgeizig war, um jemandem einen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu gestatten. Auch traute die

Pforte dem herrschsüchtigen Manne nicht recht, so daß er nicht hoffen konnte, bei einer Besetzung des Landes durch die Türken irgend welche einflussreiche Stellung zu erhalten. Deshalb schlug er dem Kaiser vor, er wolle auf den, von dem verstorbenen Johann Zapolya geschlossenen Vertrag wieder zurückgehen, wenn der Kaiser den jungen Sohn Zapolyas mit einem Fürstentume entschädige und zum Herzog erhebe. Zur endgiltigen Festsetzung dieses Vertrages wurden nun Thomas Nadasdy, Graf zu Fagarasz, und Graf Andreas Bathory nebst Herberstein abgesandt. Die Verhandlungen zogen sich jedoch in die Länge, bis eine, unter Castaldos Oberbefehl auf Martinuzzis Vorschlag gegen Siebenbürgen abgesandte, ansehnliche Heeresmacht die Königin Isabella zwang, Siebenbürgen herauszugeben, wofür sie ihr Heiratsgut zurückbezahlt bekam, und für ihren Sohn Johann Sigismund die Herzogtümer Ratibor und Oppeln (in Schlesien) nebst dem ganzen großen Familienbesitze der Zapolyas in Ungarn.

Zur Befestigung dieser Freundschaft sollte nach dem von Herberstein ausgearbeiteten Plane Johann Sigismund die Hand der jüngsten Tochter Ferdinands, Johanna, erhalten. Und wirklich führte Herberstein diesen Plan auch durch, so daß die Verlobung zustande kam. Die siebenbürgischen Stände huldigten nun dem Könige Ferdinand in Klausenburg, worauf Isabella den kaiserlichen Kommissären die Krone des heiligen Stefan sammt dem Scepter und den anderen Insignien überantwortete. „Also ist dieselbe,“ setzt Herberstein hinzu, „jetzt am 3. September 1551 wieder nach Wien zu ihrem rechten, früher damit gekrönten Könige Ferdinand gebracht worden.“

Keineswegs war aber hiedurch schon der Streit um Siebenbürgen entschieden. Soliman ließ nämlich allsogleich seine Heere in Ungarn einrücken; die kaiserlichen Truppen unter Castaldo und dem inzwischen zum Kardinalen erhobenen Martinuzzi widerstanden jedoch den Türken, bis endlich die Treulosigkeit Martinuzzis und die Unvorsichtigkeit Castaldos den Verlust des Banates nach sich zog. Martinuzzi hatte nämlich in seinem ungemessenen Ehrgeize unterdessen mit den Türken unterhandelt, um sich selbst auf den Thron Siebenbürgens zu schwingen, da er ein sah, daß der Kaiser nie dazu seine Einwilligung geben würde. Zwar ließ ihn deshalb Castaldo, dem der Plan verraten wurde, in seinem Schlosse Alvinz ermorden, jedoch Temesvar gieng darüber verloren, bald auch andere Festungen. Ein kaiserliches Heer unter Erasmus Teuffel wurde geschlagen, letzterer nebst 4000 Mann gefangen, und erst Erlau hielt das Vordringen der Türken in Ober-Ungarn auf. Die kaiserlichen Truppen in Siebenbürgen waren inzwischen wegen verwahrloster Zucht und Ausbleibens des Soldes von selbst auseinander gelaufen, so daß es Isabella leicht wurde, mit Hilfe ihres Anhanges wieder zurückzukehren und als Regentin bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes das Land in Besitz zu nehmen. Um sich gegen den Kaiser zu schützen, verband sie sich mit den Türken, die Verlobung ihres Sohnes mit Johanna wurde aufgelöst und somit der Plan Herbersteins zu nichte gemacht. Der Kaiser hatte Siebenbürgen und Nieder-Ungarn wieder verloren, und erst im Jahre 1562 kam der achtjährige Friede mit der Pforte zustande, demgemäß jeder der kriegführenden Teile das behalten sollte, was er besaß,

wofür Ferdinand jedoch einen Tribut von 30.000 Dukaten versprechen mußte.

Übrigens hörten auch mit diesem Friedensschlusse die Kriege gegen die Türken nicht auf. Diese Gefahr blieb beständig an den Grenzen Österreichs, ja bis gegen Wien drangen die Türken noch einmal vor, bis erst am Ende des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts Ungarn von ihnen gesäubert wurde, und ihre Angriffe auf Österreich aufhörten.

Den einhalbjährigen Aufenthalt, welchen Herberstein der oberwähnten Verhandlungen wegen bis zur Übergabe der Kroninsignien in Ungarn nehmen mußte, benützte er zum Einziehen von Erkundigungen über das Land und seine Bewohner, deren Resultate er in seiner deutschen Lebensbeschreibung niederlegte. So schildert er die vielen heißen Quellen Ungarns, den Fischreichtum der Theiß, die Sprache der Bevölkerung, ihre Verteilung im Lande, erwähnt die berühmtesten Männer seiner Zeit u. ä. m. Die Tracht der Ungarn beschreibt er so, wie sie sich jetzt noch als Nationaltracht erhalten hat. Eine naive Erklärung gibt er über die Sitte, daß die ungarischen Hosen am unteren Ende nicht zusammengenäht sind. Er sagt: „Ich habe gefunden, daß sie barfuß gehen; sobald nur ein noch so kleiner Regen kommt, streifen sie die Hosen hinauf. Und wiewol sie viel Häute bei ihnen haben, deren man auch eine große Menge ins Ausland ausführt, so sind doch Schuhe bei ihnen nicht zu bekommen oder sehr teuer.“ — „Die Adelligen hatten früher,“ so erzählt er, „kurze Schafstiefeln mit kleinen Sporen getragen. Nun aber tragen sie etwas, was man weder Schuh noch Stiefel

nennen kann; diese Fußbekleidung ist mit Eisen beschlagen, geht wenig über die Knöchel und trägt unter den Fersen eine Kugel von Tuch, so daß sie auf den Zehen gehen müssen, hiedurch aber auch größer erscheinen; daran sind lange und breite schwere Sporen befestigt, die zu gar nichts nutz sind; denn wenn einer im Gefechte vom Pferde gefallen ist, so muß er Sporen und Schuhe von sich werfen, oder er wird gleich gefangen, da er sich nicht bewegen kann.“ Es erinnert ihn das an die früheren Rüstungen in Deutschland, zu welchen auch lange Stiefeln mit übermäßigen Spitzen und schweren Sporen gehörten; man sei aber in Deutschland bald hievon abgekommen, da sie auf der Flucht hinderlich waren, und einige Ritter sich die Zehen abhieben, als sie bei einer solchen Gelegenheit sich durch einen Schwertthieb von den lästigen Spitzen befreien wollten. Die Prachtliebe und der Reichtum der Magnaten nötigt ihm Bewunderung ab; jedoch er bedauert auch den Mangel ihres Patriotismus, daß jeder nur für sich glänzen oder eigennützige Zwecke erreichen wolle und nicht an das gemeinsame Wohl des Vaterlandes denke, und prophezeit ihnen ein schlechtes Ende.

So schreibt er auch an anderer Stelle: „Ach Gott, was für ein großes Wesen und Pomp, oder wenn man die Wahrheit sagen dürfte, was für eine große Hoffart habe ich damals (d. h. im Jahre 1518, als er kaiserlicher Kommissär bei dem ungarischen Landtage war) in Ungarn gesehen, am meisten aber von den Bischöfen, wiewol auch andere weltliche Große sich derart benahmen. Wie sie mit großer Anzahl Pferde gerüstet und „hussarisch“ mit Silber und Gold verziert da eingeritten sind! Wie

ihre Trompeten zu den Mahlzeiten in allen Gassen gehört worden sind! Wie großmächtige Bankette und Mahlzeiten sie gehalten. Mit wie großen Haufen von Dienern sie stets ausritten und ausgiengen! Ihr König hat hiebei oft nicht gehabt, was er brauchte. Wenn die fremden Botschafter mit einer kleinen Gabe (wie es damals Sitte war) verabschiedet werden sollten, hat man das Geld erst von Wucherern aufbringen müssen. Es sahen die Verhältnisse so aus, als sollte das Reich nicht lange währen.“ Leider hatte der biedere Mann, wie wir schon gesehen haben, Recht.

Noch mehr als in Ungarn wurde Herbersteins diplomatische Geschicklichkeit in den Verhandlungen mit Polen in Anspruch genommen. Es sollte nämlich die längst verabredete Heirat zwischen dem Erbprinzen von Polen und Elisabeth, der ältesten Tochter Ferdinands, endgiltig bestimmt und vollzogen werden. Unter großen Schwierigkeiten und Gefahren, welche durch die ausgebreiteten Gewässer und ansteckenden Krankheiten verursacht wurden, brachte er die Angelegenheit zum glücklichen Ende, führte auch die Braut als Hofmeister und Brautführer zu ihrem Verlobten nach Polen, sowie später auch den Brautchatz, nämlich 100.000 ungarische Goldgulden. Doch die junge Königin starb schon nach acht Jahren, und als nun ihr Gemahl eine andere Frau gegen den Willen seiner Mutter, seiner Räte und seiner Unterthanen nahm, da schien es, als sollten die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich und Polen in Brüche gehen. Durch Herbersteins Vermittlung wurde jedoch wiederum eine Versöhnung zwischen Sigismund und Ferdinand angebahnt; ja er entwarf sogar, als einige Zeit darauf auch die zweite

Gemahlin Sigismunds starb, einen Plan welcher zeigt, wie viel sein Einfluß und sein Wort in den Fragen der innersten Familienpolitik Ferdinands galt. Es sollte nämlich Ferdinands jüngere Tochter, Katharina, den König von Polen heiraten. Wirklich führte er diesen Plan auch geschickt durch und geleitete als Hofmeister die Prinzessin nach Polen, im Jahre 1553. Dieses war seine letzte Reise.

Seit dem Jahre 1553 wurde er in keiner auswärtigen Mission mehr verwendet. Zu Hause hatte er jedoch trotz seines hohen Alters alle seine Ämter beibehalten und wurde von Ferdinand täglich in allen wichtigen Angelegenheiten als Ratgeber benützt. Auch neue Auszeichnungen wurden ihm zu teil. Im Jahre 1556 erhielt er nämlich für sich und sein Haus erblich die Würde eines Obersten Erbkämmerers von Oesterreich und Obersten Erb-Truchsesses von Kärnten. Die Zeit, welche ihm seine Amtsgeschäfte übrig ließen, benützte er zu schriftstellerischen Arbeiten, vorzüglich zur deutschen Bearbeitung seines Werkes über Rußland, welches damals schon seinen Namen weit über die Grenzen Deutschlands getragen hatte.

Die letzten Lebensjahre verbrachte er zu Wien, hoch geehrt von seinem Fürsten und der Bevölkerung. Er überlebte sogar noch den Kaiser Ferdinand, den er am 29. Juli „mit großen Schmerzen und Schwachheit“ zum Grabe begleitete. Zwei Jahre darauf, am 22. März 1566, starb er selbst und wurde bei den Michaelern beigesetzt. Erzherzog Karl von Steiermark, ein Sohn Ferdinands, ließ ihm über seinem Grabe folgende Inschrift setzen:

„Den 28. Martii im 1566 Jahr starb der Wohlgebohrne Herr Herr Sigismund Freyherr zu Herberstein, Neyperg undt Gutenhag, Obrist Erbcamrer und Obrist Erbtruchsäss in Khärnten, Römisch Kays. Mjt. Rat undt President der N. Oe. Cammer.

Von Herberstain Herr Sigmvnd  
Hier liegt, welchem Lob zu aller Stvnd  
Wird seyn bey Kaysern wolbekannt,  
Auch bey allen Levten in ihren Lannt.  
Dann er bei 4 Kaysern hat  
Gelebt als getreuer Diener und Rat,  
Ums Vatterlandt sich wohl verschvldt  
Davon er bracht hat Ehr vnd Hvldt.“

## 9. Schlufs.

Ein thatenreiches Leben ist es, welches wir hiemit geschildert haben. 60 Jahre hatte Herberstein ununterbrochen dem Staate gedient und zwar mit Aufopferung seiner Gesundheit, seiner Ruhe, seiner Häuslichkeit. Kein Geschäft, welches Klugheit, Gewandtheit oder Kenntnisse voraussetzte, wurde in dieser für Österreich so wichtigen Periode unserer vaterländischen Geschichte ohne ihn vollbracht. „Treue dem Vaterlande und dem Fürsten“, das war bei allen diesen Mühen sein Leitstern, und es hat sich auch Glück und Erfolg seinen Arbeiten als treuer

Bundesgenosse angeschlossen; das meiste hatte er jedoch seinen Kenntnissen, einer richtigen und scharfen Beobachtungsgabe, seinem geraden, rechtschaffenen Wesen, seiner Geistesgegenwart und Beredsamkeit zu verdanken, von welcher ein Zeitgenosse sagt: „er überrage durch seine Redegewandtheit Perikles und reiße die Gemüther mit sich fort, wie ein Strom die Steine.“

Die Geschichte Österreichs und seines Entstehens wird nie seinen Namen vergessen können, und er verdient es auch im vollen Maße, daß jeder Österreicher ihm ein dankbares Andenken zolle. Wie mannigfach seine diplomatischen Geschäfte waren, erhellt aus folgender von ihm stammender Aufzeichnung:

„Pabst, Kayser und Kunig, mit denen ich gehandelt und geredt hab:

Leo Pabst

Maximilian und Carl V., Römischer und Suleymann,  
Türkischer Kaiser

Ferdinand, Römischer, Hungarischer und Böhemischer

Wladislav zu Hungarn und Böhem

Ludwig zu Hungarn und Böhem

Christian zu Danemarkt und Nordwede

Sigismund I zu Polln

Sigismund der andere zu Polln

Wasilius, der Keyse

Scheachmet, der Sawolker, (d. h. der ehemalige Chan der Sawolskischen, oder jenseits der Wolga wohnenden Tataren, den Herberstein beim Fürsten Radziwill kennen gelernt hatte) Tatarischer  
Sthealm zu Cosan (Kasan) Tatarischer

} König

den Königen gemäß (d. h. gleich):

Lauredanus, Herzog zu Venedig

Albrecht Marggraff zu Brandenburg als Hochmeister in  
Preussen.“

Wenn man nun seine anderen Geschäfte bei der Regierung Oesterreichs, in Kommissionen u. s. w. hinzurechnet, und die Gefahren sowol, als auch die Anstrengungen erwägt, welche mit seinen Reisen verbunden waren, so muß man über die körperliche und geistige Rüstigkeit des Mannes staunen, der sich durch zwei Menschenalter hindurch allem dem unterziehen konnte. Man begreift es kaum, wie er unter dieser Menge von Staatsgeschäften noch Zeit erübrigen konnte für seine literarische Thätigkeit.

Und doch ist diese Seite seiner Wirksamkeit von nicht geringer Bedeutung. Sein Hauptwerk sind die „*Rerum Moscoviticarum commentarii*“ (Denkwürdigkeiten über Moskowitische Verhältnisse). Er gibt darin die ersten sicheren und zugleich ausführlichen Nachrichten über Rußland und die angrenzenden Länder. Er schildert die oro- und hydrographischen Verhältnisse, das Klima, die Naturprodukte des Landes, gibt anschauliche Darstellungen aus dem Leben des Volkes, beschreibt seine Trachten, Sitten, seine Religion, die bedeutendsten Städte mit ihren Merkwürdigkeiten und Altertümern, bietet Aufschluß über den Handel, seine Art und Weise, das Geld, die gebräuchlichen Maße und Gewichte, über Verfassung und Verwaltung des Landes u. s. w., kurz, gibt in schöner und klarer Weise ein vollständiges Bild der Kulturverhältnisse Rußlands. Ebenso wichtig sind seine Darstellungen aus der

politischen Geschichte desselben, in denen sich sein philosophisch-kritischer, an den Werken der Alten genährter Geist weist. Bezeichnend für seine Ansichten ist eine Bemerkung, die er an die Schilderung des Despotismus der russischen Zaren anknüpft: „es sei zweifelhaft zu entscheiden, ob ein solches Volk eine so schwere Herrschaft ertragen müsse“ (weil es nämlich zu stumpf sei), „oder ob diese grausame Herrschaft das Volk so ungeschickt mache.“ Es unterlaufen ihm natürlich mitunter Irrtümer, so z. B. wenn er die Beresina für den Borysthenes (Dniepr) hält, oder er erzählt Fabeln, besonders von den Völkern im Osten und Norden Russlands, von den Tataren, Kalmüken, Samojeden u. a. m., die ihn durch ihre Ähnlichkeit mit den Relationen der antiken Geographie bestochen haben mochten. So sollen z. B. die Tataren nach einer guten Beute 3 bis 4 Tage lang schlafen und im Schlafe von den Russen niedergemacht werden; unter den Samojeden seien in jeder Familie einige Zwerge; am Ob sollen schwarze Menschen leben; manche Völkerschaften sind ganz behaart, haben Hundsköpfe, tragen ihr Antlitz auf der Brust; die Leukomoren schlafen jährlich im November ein und wachen erst im April wieder auf u. s. w.

Im allgemeinen versucht er jedoch stets eine verstandesgemäße Deutung zu geben, wenn sie ihm auch nicht immer gelingt. Übrigens mag noch in manchem fabelhaften Zuge ein Körnchen Wahrheit liegen, welches erst die genauere Kenntniss dieser Völker und ihrer Sitten bloßlegen wird. Solche Fabeln erzählt er aber nur von denjenigen Dingen, welche er nicht selbst sah; wo er Augenzeuge ist, da bleibt er den Verhältnissen auf den Grund

und findet meist die richtige Deutung. Auf diese Weise kommen auch bei der Schilderung naturgeschichtlicher Objekte abenteuerliche Züge vor; doch verdankte ihm wieder anderseits diese Wissenschaft damals eine wirkliche Bereicherung durch Beschreibung vieler Tiere, z. B. des Elen- und Renttiers, des wilden Schafes, des Walrosses, des Auerochsen u. s. w. Dieser Reichthum des Inhalts und die klare Darstellung machten das Werk gleich bei seinem Erscheinen klassisch; es war in den nächsten hundert Jahren die einzige Quelle der Belehrung über den Osten Europas, so dass es ins Italienische und Deutsche (letzteres in einer Ausgabe von Herberstein selbst) übertragen wurde und bis zum Ende des 16. Jahrhunderts 20 verschiedene Auflagen erlebte. Höchst interessant ist auch das Werk dadurch, dass es die erste Karte von Ost-Europa enthält, welche von August Hirsfogel im Jahre 1549 zu Wien angefertigt wurde.

Nebst diesem Werke besitzen wir von ihm noch viele andere in deutscher und lateinischer Sprache, theils Schilderungen aus seinem Leben, theils Relationen über die Geschäfte, in denen er als Staatsmann thätig war. Überall knüpft er dabei Schilderungen an der verschiedenen Völker und der Gegenden, in welche ihn seine Geschäfte führten, so dass wir in diesen Schriften die interessantesten Daten über Deutschland, Polen, Preußen, Lithauen, Ungarn u. s. w. vorfinden.

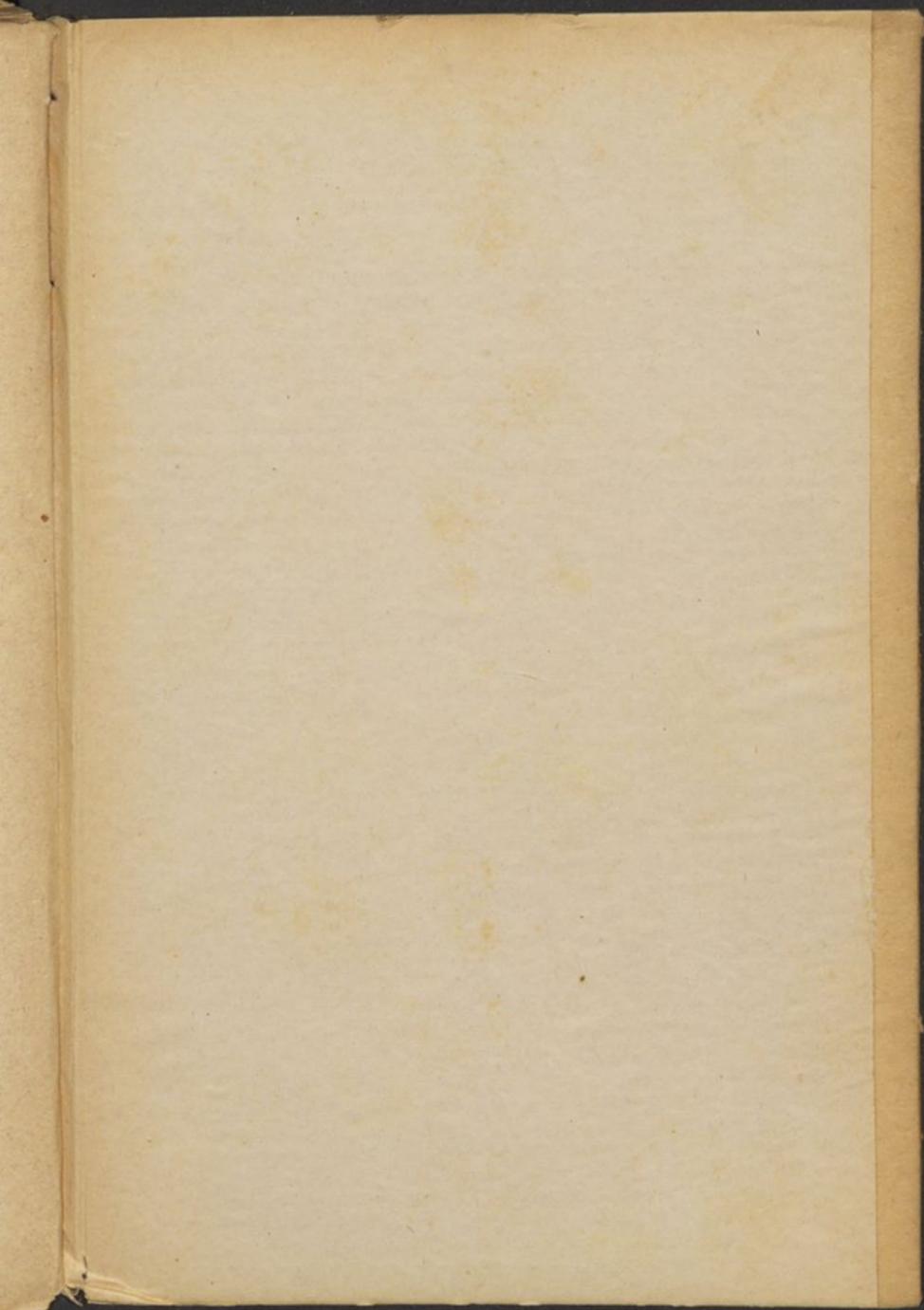
Wenn wir ihn nach dem bisher Gesagten als treuen Diener seines Herrn, als ehrlichen Patrioten, als vorzüglichem Staatsmann und geistreichen Schriftsteller achten müssen, lernen wir ihn lieben als Menschen. Vorzüglich

ist es seine strenge Rechtlichkeit und Biederkeit, sein vorurteilsfreier Geist, die uns anziehen, und die sich in allen seinen Handlungen zeigen. Unererschrocken und freimüthig tritt er überall für die Unschuld ein, so z. B. für zwei oftgenannte Feldherrn seiner Zeit, Wilhelm von Roggen-dorf und Hans Ratzianer. Beide hatten nach vielen ruhm-vollen Feldzügen endlich unglücklich gegen die Türken gekämpft und wurden deshalb verfolgt, verleumdet, ja sogar eines verbrecherischen Einverständnisses mit dem Feinde geziehen, und beide wurden gegen ihre mächtigen Widersacher von Herberstein verteidigt und in ihrer Ehre wieder hergestellt. Diese Rechtschaffenheit vereinte sich mit einer ebenso großen Bescheidenheit; trotz seiner Verdienste finden wir in allen seinen Schriften kein Wort der Überhebung oder des Selbstlobes; wenn ihm etwas besonders schweres gelang, so dankt er Gott dafür, mit dessen Hilfe allein er es vollbracht habe. Das Gottvertrauen ist es überhaupt, welches ihn in allen Gefahren stärkt und ihn mit Zuversicht erfüllt, selbst wenn der Tod ihm schon in nächster Nähe droht. Fügen wir zu diesen Eigenschaften noch seine innige Liebe und Verehrung für seine Eltern, seine werththätige Zuneigung zu seinen Geschwistern, die Achtung und Dankbarkeit gegen seine Lehrer, sowie gegen jeden, der ihm jemals etwas gutes gethan, hinzu, so finden wir es begreiflich, daß auch er überall Achtung und Liebe fand.

Wenn wir ihn nun in seinem öffentlichen Wirken als nachahmungswürdiges Muster eines Staatsbürgers kennen gelernt, so kann nach dem Gesagten auch sein persönlicher Charakter zur Nachahmung anfeuern. Jedenfalls ist er

es wert, daß ihm ein jeder Österreicher ein ehrendes Andenken bewahre. Möge es diesen Zeilen gelingen, in die Brust der Jugend dieses Andenken zu pflanzen, möge es ihnen aber auch gelingen, sie hiedurch anzueifern, daß sie in sich selbst auch diejenigen Eigenschaften großziehe, welche sie an dem Manne bewundert: Bescheidenheit, Rechtlichkeit, Gottvertrauen, Fleiß und die treue Liebe zum Vaterlande und zu seinem Herrscherhause.





-60